<36600029970015

Ungeschminkte Briefe

von

Friedrich Haase.

Dresden und Leipzig.
Verlag von Heinrich Minden.
1883.

Ungeschminkte Briefe.

Ungeschminkte Briefe

von

Friedrich Haase.

Dresden und Leipzig.
Verlag von Heinrich Minden.
1883.

Vorwort.

Die in dieser Brochure gesammelten „Ungeschminkten Briefe“ von Friedrich Haase haben bei ihrer ersten Veröffentlichung im „Berliner Tageblatt“ ein außerordentliches Aufsehen gemacht und das allgemeinste Interesse hervorgerufen. Die ehrlichen Worte, die Friedrich Haase über amerikanische Kunstzustände äußert, haben trotz ihrer urbanen und maßvollen Form jenseits des Oceans ein mürrisches Echo erweckt, aber bei unbefangenen Beobachtern eine ebenso lebhafte Zustimmung gefunden. Auf jeden Fall sind für Freunde und Gegner die Beobachtungen eines so hervor-

ragenden Meisters deutscher Kunst von gleichmäßigem Interesse, und der Verleger glaubte in Folge dessen, allen Kreisen eine willkommene Gabe zu bieten, indem er die farbenreichen feuilletonistischen Bilderbogen Friedrich Haase's in einem handlichen Büchlein zusammenfaßte.

Dresden und Leipzig, December 1882.

Die Verlagshandlung.

I.

Was ein „Manager“ ist.

Liebe Freundin!

Sie mahnten mich, da ich Amerika verließ, an das Gelöbniß, das ich Ihnen scheidend gab, von meiner Kunstfahrt in's amerikanische Land Erinnerungs-Blätter mitzubringen. Nun, ich hab's gethan! Schrecklich aber wahr —! Was sich in langen Monaten mir erschlossen, die Eindrücke, die ich im Wirrsal arbeitsreicher Tage empfangen — Alles, was mir den Sinn erfreut, oder auch die Stimmung verdorben, was Auge und Ohr gefesselt, oder die Seele mir fremd und unsympathisch berührte, das habe ich heimkehrend auf der Höhe des Weltmeeres festzuhalten und zu sichten versucht. Aber wie nur in gewisser Ferne Bilder plastisch wirken, so mußte die Zeit der Muße und Sammlung erst den Schleier lüften, der über Eindrücken und Erinnerung lag — und so komme ich erst jetzt mit dem Versprochenen, einem Strauß von Blättern und Blüthen, in

welchem auch der verstohlen ritzende Dorn nicht fehlt, — bunt und mannigfaltig wie das Land, dem er entstammt, und ich lege ihn in Ihre Hände, um mein Versprechen zu lösen.

Ob's wohlgethan? Ich glaube kaum, und mein Bedenken will ich Ihnen nicht vorenthalten.

Es ist vielleicht einer der wenigen Punkte, in denen die Urwüchsigkeit amerikanischer Auffassung dem deutschen Wesen überlegen: Daß jeder Mensch, der in irgend einem Berufe sich auszeichnet, nun auch als ausgezeichneter Mensch gilt, ohne daß der Beruf selbst einen Unterschied begründet. So gilt der bedeutende Schauspieler, was überhaupt ein bedeutender Mensch gilt: Eine Reserve, eine Anerkennung quand même, wie sie bei uns üblich, kennt man „drüben“ nicht. Sie, meine Liebe, haben nun freilich immer Europens übertünchte Höflichkeit vertheidigt, wenn mich gelegentlich der Zorn über die soziale Stellung unserer Kunst erfaßte. Sie verwiesen mich auf Sterne und Bänder, die Viele unter uns aufzuweisen haben, auf die Huld und Zuneigung der Höchsten dieser Erde, auf den intimen Verkehr mit auserlesenen Geistern — aber es bleibt doch unleugbar ein Defizit an Gleichstellung, ein Rest von Nichtachtung. Es ist

charakteristisch, daß irgend ein Blaustrumpf sich heutzutage noch erlauben durfte, in einer ihrer Schreibereien, vom moralischen Niedergang ihres Helden sprechend, als Katastrophe seines Schicksals anzuführen:

„Man glaubt, es sei noch so weit mit ihm gekommen, daß er Kellner — schließlich Schauspieler wurde."

Das wirft Berge von Auszeichnungen um, wenngleich es nur die Aeußerung eines Blaustrümpfleins ist — und giebt trotzdem zu denken; denn nicht der kleine, beschränkte Menschenverstand, sondern die Literatur, die Journalistik, in deren Händen die Führerschaft, die Bildung des allgemeinen Urtheils liegen sollte, bricht nicht selten so den Stab, und das am liebsten, wenn ein Schauspieler sich einmal gestattet, eine literarische Gastrolle zu versuchen. Wir begehren wahrlich nicht, neben dem Dichter zu stehen, obwohl es ohne die Schauspieler um zwei Drittheile unserer heutigen dramatischen Dichtungen wohl übel bestellt sein dürfte — aber uns so gerade nur den Handlangern gleichstellen, heißt denn doch Beschränktheit und Ungerechtigkeit zu weit treiben. Und die nörgelnde Discussion unserer Tage hat doch noch mehr herausgefunden!

Sie betrachtet uns gelegentlich als Schemen, denen naturgemäß das Mark des Charakters fehlt, und der berufene Schriftsteller hält uns drohend seinen Gänsekiel entgegen mit der Devise: Noli me tangere! Als ob ein Jeder, der berufsmäßig schreibt, nun auch wirklich Schriftsteller von Beruf wäre, woran zu zweifeln doch wohl hin und wieder nicht ganz unerlaubt sein dürfte! . . . Wie? Daß sich glorreiche Erscheinungen in der Literatur wie Shakespeare, Molière, ferner Schröder, Iffland, Eduard Devrient u. A. m. erdreisteten, auch Schauspieler zu sein, das möchte ich gar nicht einmal erst erörtern. Pro domo aber kann ich bei der Gelegenheit gewiß nicht sprechen, denn ich erhob niemals ein Anrecht, mit der Feder irgend welchen Erfolg zu erzielen. Und nun sollte ich mich tollkühn vor die große Vehme stellen, die über die schreibenden Schauspieler zu Gericht sitzt? . . . .

Doch ich höre sie schelten. Und mit gewohnter Schneidigkeit werfen Sie mir ein, daß Einer, der sich die Welt besieht und des Interessanten Mancherlei erlebt, denn doch das Recht habe, den zu Hause Gebliebenen auch davon mitzutheilen. Das ist nun freilich ein Argument, vor dessen einfacher Logik alle Bedenken

niederducken, und so lade ich Sie ein, Verehrteste, mir kreuz und quer durch die Union zu folgen: Vom Schiff in den Dampfwagen, von Ost nach West, aus dem Thal auf die Berge. Und wenn Sie meinen, an irgend einem Punkte gemüthlich auszurasten, dann tönt das Signal, und weiter geht es, immer weiter, vom Atlantic bis zum Pacific — „ohne Ruh, immer zu!“ Und westwärts geht der Zug durch die amerikanische Wüste, durch der Prärien endlose Eintönigkeit; so Tag wie Nacht. Wir kreuzen durch des Salzsees legendenumwobene Ufer, wo das Christenvolk wohnt mit der Türkenmoral, und weiter geht's hinauf zur Höhe der californischen Alpen, die das Dampfroß nur keuchend erklimmt. Eine zweite Sierra Nevada umfängt uns, Prairie und Urwald, Bergströme und Waldseen, und alle Zauber der Natur begegnen dem entzückten Auge. Und wir hören die Botschaft vom Josemite-Thal, dem Paradies der Erde, und erst an San Francisco's goldenem Thor, im Angesicht der neuen Sieben-Hügelstadt, machen wir Halt.

Sie sehen, die Wanderung ist hastig und unruhevoll, aber beklagen dürfen Sie sich darüber nicht bei mir, sondern bei dem „Manager“, dem ich mich durch einen unglückseligen Vertrag

verschrieben hatte, wie Doktor Faustus dem Mephisto. Ja, glauben Sie's nur, Verehrteste: Das schnelle Bühnenleben unserer Tage ist in keinem Lande der Welt gemächlich und bequem, aber das Leben des amerikanischen „star“, der von seinem Manager, einem Stück Waare gleich, durch die ganze Union geschleppt wird, ist das bedauernswertheste von allem . . .

„Von seinem Manager?“ fragen Sie. „Was ist ein Manager?“ ... Und seufzend schicke ich mich an, Ihnen über diese amerikanische Abart des Impresario Bericht zu geben.

Ein Manager ist ein höchst merkwürdiges Geschöpf. Es ist ein Mensch, der das, was er eigentlich gelernt hat, nicht besonders kann, und darum besser thut, Andere, die wirklich etwas leisten, für sich arbeiten zu lassen. Er legt freilich nicht die Hände in den Schooß, sondern nimmt vielmehr die Lärmtrompete zur Hand und bläst hinein, so nachdrücklich, so unermüdlich, daß allgemach die Luft widerhallt vom Echo seiner Signale. Und das Volk weit und breit, dieses Tons gewohnt, spitzt die Ohren und sammelt sich; es eilt herzu, wird festgehalten und — besteuert. Ist das geschehen, so verschnauft der

Alarmbläser, und rüstet sich zu neuer That an anderm Ort . . .

„Manager“ ist zu übersetzen etwa mit Geschäftsführer; aber das, was wir uns im Deutschen bei dem Worte denken, ist entfernt nicht dasselbe, was es drüben bedeutet. Bei uns repräsentirt dieses Amt die solide Verwaltung, die gewissenhafte Handhabung eines größeren, fest fundirten Unternehmens, und wer solchem Amte vorsteht, wird entsprechend besoldet, auch wohl mit einem Antheil am Reingewinn des Unternehmens bedacht. Daß Einer sich gründlich versteht auf die Handhabung eben dieses Unternehmens, ist oberstes Erforderniß. Anders drüben. Menschen, die irgend wie und irgend wo Schiffbruch gelitten haben, stürzen sich auf ein „Geschäft“ als gute Prise; sie verstehen nichts, gar nichts davon, sie nehmen nur den Mund voll, das ist Alles. Mit einem bestimmten, nach Verdienst bemessenen Gehalt sich zu begnügen, ginge gegen Würde und Interesse — und vierzig Prozent Tantième, das sind die bescheidenen Bedingungen, unter denen der Manager nicht pactirt. Er hat auch die Species der „stars“ erfunden und „gemacht“. Damit das Unternehmen lucrativ werde, sammelt er eine gute Menge kleiner Leute unter seine Fahne,

denen er als Lockvogel oder Flügelmann eine Capacität einreiht; dann stellt er keck sich selbst an die Spitze dieser Schaar, wenn er auch vom Commando keine Ahnung hat. Seine ganze Taktik ist die, Lärm zu machen, so viel Lärm, daß den Leuten die Ohren weh thun. Probatum est!

Zu den Lärmsignalen, die man zusammenfaßt unter den Begriff „advertisement“ (bei uns nennt man's weniger hübsch, obgleich es viel harmloser ist — „Reclame“) gehört nun zunächst die Bearbeitung der „Fachpresse“. Ich brauche nicht zu sagen, daß die amerikanischen Zeitungen ersten Ranges, wie die der ganzen Welt, allen derartigen Manövern fern blieben und bleiben. Aber ein geringeres Genre der gedruckten Nachrichten, das ich die theatralische Reptilienpresse nennen möchte, bietet den Evolutionen des geschickten Managers das ergiebigste Feld. Es giebt einen Kaufpreis für das Urtheil dieser Leute und diesen zahlt der Manager, d. h. er legt ihn aus, und läßt ihn den Künstler mit Wucher heimzahlen. Wer nicht zahlt, ist überhaupt ein todter Mann. Zahlung begehrt man aber nicht nur für eigenes Conto, sondern auch noch zur Verunglimpfung des Andern, des „Concurrenten“! So wird der eine Part in den Himmel erhoben und des An-

deren Name und Erfolge werden in Fetzen gerissen, oder — wenn das durchaus nicht thunlich — doch hämisch bemängelt und herabgesetzt.

Merkwürdig ist die Stellung des Publicums zu diesem Manöver. Es glaubt daran! Die Presse ist eben in Amerika für alle Schichten der Bevölkerung Evangelium und Lehrkanzel. Auf die „Papers“ legt der Laie voll Zuversicht die Hände und schöpft aus ihnen Offenbarung. Das anmaßendste Urtheil ist sicher, von der halben Intelligenz, von der naiven Urtheilslosigkeit der Menge, adoptirt zu werden. Was bei uns nur noch auf Jahrmärkten und in Thierbuden landläufig ist, was nur Ausschreier und Circusclowns an Rodomontaden aufbieten, das Alles wird mit Geschick und Erfolg vom transatlantischen Manager in Scene gesetzt. Mit mehr oder weniger Geschick, darauf kommt's an. Rossi sagte mit gelegentlich:

„In Amerika bedeutet bei einem Gastspiel der Manager Alles, der Künstler nicht viel mehr als nichts. Herr X. oder Y. kann durch die Kunst des Annoncirens für das Publicum zum Range eines ersten Künstlers erhoben werden, während ein wahrhaft bedeutender Künstler durch

Ungeschicklichkeit oder Sparsamkeit des Managers zum Popanz degradirt wird." . . .

Er hat Recht! Auch die unvergleichliche Patti, die als geborene Amerikanerin doch etwas vorausHaben sollte, mußte gleich andern Sterblichen Tribut zahlen. Ihr erstes Concert in Steinway Hall wurde kurz und ohne weiteres Brimborium annoncirt und — blieb leer. Die folgenden auch. Von der „kleinen Presse" mußte sie sich sagen lassen, „sie sänge immer falsch, sie habe überhaupt als Sängerin gar nichts gelernt." Da nahm sie nolens volens (wohl mehr nolens) einen Manager, der 40 Procent ihrer Einnahmen einheimste, und sie war wieder die große Patti, als welche wir sie kennen. Und „viel Volk" strömte ihr zu. Zur selben Zeit ward eine Operettensängerin von ihrem Manager als „erste Künstlerin der Welt" die ganze Union auf und ab und ab und auf spazieren geführt.

Eine weitere Serie wirksamer Reclamemittel umfaßt der Bilderdienst. Hunderte von großen Photographien, in allen Characteren, Stellungen und Lagen des Lebens, liegen in allen Schaufenstern aus; lithographirte Abbildungen mit einem oft recht gut erfundenen curriculum vitae werden als Beilagen den Tages-

blättern zugegeben. Neben den bekannten Persönlichkeiten der Tagesgrößen in allerlei Format, erscheinen riesengroße Bilder gänzlich unbekannter Helden.

„Wer ist der Mann?“ fragte ich.

„Der Manager von Rossi oder Booth.“

„Wen interessirt solch' Bild?“

„Ihn selbst natürlich!“

Die hohe Schule der Annoncirkunst umfaßt endlich Sammlungen von Anekdoten, Erzählungen nie erlebter Abenteuer, Schilderungen von Diebstählen, Eisenbahnunfällen und allerlei ähnlichen Schrecknissen, die der star durchgemacht haben muß, um interessant zu werden. Die Phantasie hat den weitesten Spielraum und der Regenwurm wird meisterlich zur Riesenschlange ausgeweitet. Auch Mühen und Gefahren werden dabei nicht gescheut. So stand am gefährlichen Absturz des Niagarafalls mit weißer Oelfarbe auf schwarzen Felsen gepinselt — was meinen Sie? Kieselack? — Nein! aber „Sozodont und Marie Geistinger . . .“ Manager hip, hip, hurrah!

Die Aufgabe des Managers wird complicirter und seine Talente sind berufen, im hellsten Lichte zu strahlen, sobald eine Concurrenz zu

beseitigen, ein Rival aus dem Felde zu schlagen ist. War er sonst nur Herold, so wird er nun Parteigänger, und Angesichts des Nebenbuhlers rüstet er sich zum Turnier. Der Kampf beginnt, Fanfaren künden den Anfang. Sicheren Schrittes messen sich die Gegner, mit festgeschlossenem Visir und eingelegter Lanze stürmen Beide aufeinander los, — dann Hieb und Stich, bis Einer am Boden liegt. Wehe dem, deß Sache unter dem Patronate des Ueberwundenen stand! Der Ritter von der traurigen Gestalt zieht ihn unfehlbar mit in sein Verderben. Ist der Ausgang minder tragisch und bleiben die Helden, die hoch zu Rosse ihr Spiel begonnen haben, beide im Sattel, so sind immer neue, ewig wechselnde Ausfälle die einzigen Chancen des ermüdenden Spieles. Unwillkürlich fragt man nach dem Kampfpreis. Ist es der Lorbeer, der unvergänglich? Nein — der Dollar!

„Und wir spielen doch in Deutschland auch Comödie, und die Wanderspiele besonders sind an der Tagesordnung: Warum geht es denn bei uns ohne Manager?“ höre ich Sie fragen.

Weil die Civilisation eine andere und durch sie eben die Menschen auch durchaus andere sind. Wohl giebt es bei uns, gleich den Impresarien

italienischer Opern und den Directoren wandernder Gesellschaften in den Provinzstädten Frankreichs, sachkundige Leiter, die sich an die Spitze eines künstlerischen Unternehmens stellen und es mit sicherer Hand zu gutem Ende führen. Ich erinnere nur an Pollini und Angelo Neumann. Aber gerade diese illustriren den Unterschied. Die künstlerischen Leistungen, die unter ihrer Initiative zu Stande kommen, sind die Hebel des Erfolges, und nicht wie drüben die Geschäfts-„Mache“, durch die der größte Schreier den besten Platz erobert. Ich erlebte während meiner Anwesenheit in Newyork, daß ein Elephant, den ein findiger Manager durch Amerika führte, daselbst in Kürze 50,000 Dollars „verdient“ hatte. „Großer Elephant — kleiner Haase!“ dachte ich bei mir! Das ist characteristisch für Amerika und für den Manager! Hier heißt die Parole des Tages: „Alles ist Geschäft und die Kunst ganz besonders!“ Wie Viele wären daheim geblieben, hätten sie es gewußt, denn es giebt in der That noch Menschen, deren Ideal nicht der Dollar allein ist.

In Demuth Ihr

Friedrich Haase.

II.

Bunte Eindrücke.

Erscheinungen wie der Manager, verehrte Freundin, den ich Ihnen in meinem vorigen Briefe geschildert habe, kann man nur völlig verstehen lernen, wenn man den Boden des Landes betrachtet, auf welchem sie emporgewachsen sind. Wer Amerika zum ersten Mal betritt, wird geblendet von der Großartigkeit des Weltverkehrs, der ihm entgegentritt. Alles ist Leben und Bewegung, jede Schranke gestürzt, die stolzeste Selbstherrlichkeit in jedem Athemzuge — und doch dahinter die tiefste Knechtschaft; denn der allmächtige Götze ist der Erwerb. Wer freilich näher zusieht und wen die Aeußerlichkeit der Dinge nicht mehr wie Anfangs in athemlosem Staunen hält, der lernt auch die Triebkraft im Volke würdigen und verstehen und erkennt, wie die Jagd nach Gewinn, die alle Sphären durchdringt, unter der Wucht der Verhältnisse doch nur eine Pflicht der Selbsterhaltung ist, denn es giebt keine Tradition,

auf der man weiter bauen könnte. Das Recht der Existenz, das vielumstrittene, hat Jeder erst neu zu erobern.

Was nun hier bei jedem neuen Einblick und auf allen Gebieten als unterscheidendes Merkmal, als die eigentliche Signatur für amerikanisches Wesen dem europäischen gegenüber sich dem Fremden aufdrängt, ist die unbegrenzte Freiheit der Bewegung. Jeder kann Jedes werden und Alles erreichen. Es giebt keinen Rangunterschied. Der Minister von heute wird morgen Journalist. Der Farmer, der sich sein Blockhaus selbst gezimmert, wird Präsident. Ein Kammerherr aus der alten Welt ist in der neuen Zollbeamter, ein Mann von adeliger Familie Tramwayconducteur, und Alles in Ehren; denn das Gesindel, das in Amerika mehr noch denn anderswo „kreucht und fleucht", ist doch lichtscheu und wirkt nur im Dunkeln seine seltsamen Gewebe.

Auf keinem Gebiete giebt es aber für den Europäer so viel des Staunenswerthen, wie auf dem der Religion, des Gottesdienstes. In Newyork wird in keinem Theater Sonntags gespielt, in San Franzisko gerade am Sonntag. In Brooklyn, das übrigens früher schon um

der Abenteuer eines seiner geistlichen Herren willen eine bedenkliche Rolle in der chronique scandaleuse spielte, hat ein Prediger, De Witt Talmage mit Namen, in der großen Kirche „Tabernacle“ eine Art Emporbühne herrichten lassen, auf der er allsonntäglich spielt — verzeihen Sie, ich wollte sagen „predigt“. Er rast umher, fördert in den seltsamsten Stellungen seine emphatischen Worte zu Tage, erörtert politische Fragen, macht Witze über Tagesereignisse, und wird von dem dankbar ergriffenen Publikum — immer in der Kirche — mit dauerndem „Applaus“ für solch verletzendes Gebahren belohnt. In die Liturgie hinein klingt schmetternd ein Cornet à piston, und das geht doch selbst über die Troubadour-Musik in italienischen Kirchen. Ein anderer ehrenwerther Herr und grimmer Feind des Vorigen, ein Kämpe des Atheismus — Bob Ingersoll genannt — predigt nur gegen Entree. Einen Dollar pro Person, Parquet und Loge ein Preis, — wie gefällt Ihnen das? Dem gegenüber erscheint das Faktum, daß einer der Oberpriester am Salzsee auch noch Mehlhändler ist, eigentlich recht harmlos.

Alles strebt heraus aus seiner natürlichen

Begrenzung, auch die Frauenwelt, die nicht sowohl, wie man glauben möchte, an Emanzipationssucht, als an Frühreife leidet. Das zwölfjährige Mädchen ist eine Dame oder möchte es wenigstens sein; Alles, nur nicht Kind, nicht abhängig. Größenwahn auf allen Gebieten! Gleichberechtigung ist das geflügelte Wort, dem das Ohr jede Stunde ein Dutzend Mal begegnet, dunkel aber ist der Begriff, der dahinter steckt. Kein Mensch, der eine Arbeit für Sie thut, auch der Dienstmann nicht, den Sie von der Straße holen, dankt Ihnen für den Lohn, mit dem Sie's ihm vergelten, oder lüftet die Mütze, um sich zu empfehlen. Er ist ein Gentleman, ist Ihresgleichen. Es war ein Tauschgeschäft, nichts weiter. Kaltblütig fordert er einen hohen Preis für geringe Mühwaltung, steckt gleichgültig seinen halben Dollar ein und geht als Gentleman wieder von dannen.

Als die unangenehmste Spezies dieser „Bürger eines freien Staates“ ist mir allerorten der Barbier erschienen, dieses nothwendige Geschöpf, das gewöhnlich deutsch und englisch gleich abscheulich spricht, und aus Modethorheit oder besser aus elender Charakterlosigkeit obenein seine deutsche Herkunft oft frech verleugnet. Solch

ein Kerl traktirt den Kopf des Bebärteten eine ausgeschlagene halbe Stunde lang wie einen Kürbis, weil die amerikanische Rothhaut sonst nicht an seine Fürtrefflichkeit glaubt, er befeuchtet schließlich das Gesicht des Tiefbeklagenswerthen mit einem spirituösen Wasser, legt dann ein Handtuch auf Auge, Mund und Nase, daß man zu ersticken meint, raspelt so sekundenlang über das ganze Gesicht und verlangt am Ende herablassend fünfzig Cents, d. i. 2 Mark. Dafür ist man dann allerdings nicht selten auch schlechter rasirt, als in irgend einem Dorfe Europas... Nichts für ungut, meine Liebe!

Das Vollblut-Amerikanerthum kennzeichnet sich mit einem einzigen Begriff. Es ist „smart“! Ein gefährliches Wort: Es bedeutet etwa: geschickt, gescheidt und verschlagen, soweit es erlaubt ist, d. h. erlaubt eben nur dort. Hier zu Lande würde die schlechteste Hälfte dessen, was ich dort als „smart“ bezeichnen hörte, als betrügerisch und infam verurtheilt werden, denn derjenige, der smart ist, kümmert sich nicht um die Schädigung, den Untergang des Andern: Glücklich ist er, wenn die „Schiebung“ gelingt, und am „smartesten,“ wenn der Andere übervortheilt und verdrängt wird.

Der anständige Fremde ist diesen Praktikern gegenüber fast machtlos; allmächtig ist nur die Polizei. Aber es ist eine Allmacht seltsamer Art. Wird Ihnen z. B. ein Koffer gestohlen, ein Lieblingsdiebstahl „drüben“, so brauchen Sie sich nur an die Polizei zu wenden, fünfundzwanzig Dollars zu versprechen — für die Bemühung natürlich — und morgen haben Sie den Koffer im Hause. Und da sagt man noch, es gäbe keine Bündnisse mit dem Teufel! Corruption aller Enden! Wer am besten zahlt, trägt den Sieg davon und behält Recht; jedes andere Recht ist beinahe illusorisch. Wer die „Geheimnisse von Newyork“ schriebe, wie seiner Zeit Eugen Sue die Pariser Mysterien, der könnte ein Vermögen gewinnen und wäre „smart“ im verwegensten Sinne.

Aber nun, meine liebe Freundin, habe ich lange genug unfreundliche Bilder heraufbeschworen, und die große Weltstadt repräsentirt denn doch in ihren Spitzen eine Summe von Intelligenz und Vornehmheit, die auch dem verwöhntesten Europäer imponiren muß. Welch' edle Geselligkeit begegnet uns in den Häusern der Geistesaristokratie, welch' reiche Herzensbildung in ihren Familien! Die großen New-

Yorker Zeitungen sind Ihnen ja wohl nicht unbekannt; auch in ihnen weht ein Parfüm aristokratischer Vornehmheit, das für manchen sonstigen republikanischen Auswuchs wohl entschädigen kann, und nicht selten tritt der einzelne Gebildete oder Gelehrte hier und da durch Correspondenz auch dem fremden Künstler näher. Wie feinfühlig tritt dann das Urtheil hervor und erfrischt das Herz durch geistvoll motivirten Tadel, oder fein unterscheidendes Lob.

„Und die Theater?“ hör' ich Sie fragen. Im Allgemeinen entzückten sie mich nicht sehr. Nur eines muß ich Ihnen schildern; es schwebt mir vor als Ideal für ein etwaiges Zukunfts-Theater. Nach dem Platze, auf welchem es steht, heißt es „Madison-Theater“. Leider ist es für deutsche Comödie nicht zu erlangen. Es werden englische Ausstattungs-Stücke dort sehr gut gespielt, meist Melodramen. Sehen Sie selbst! Ich denke, es gefällt Ihnen auch.

Ein freundliches Haus von mäßiger Größe, discret und stilvoll ausgestattet, in warmen dunklen Farben, mit altdeutschen Gittern aus Nußbaumholz, die man öffnen und schließen kann. Als hätte der Baumeister Studien in Bayreuth gemacht, so ist mit ausnehmendem

Geschick das Orchester, welches im Schauspiel ja ohnehin die untergeordnete Rolle spielt, ganz oben hinter die Vorhangs-Sofitten verlegt, von wo aus die Musiker ungesehen ihr Werk vollziehen. Im Raume des Orchesters aber erhebt sich eine Blumenterrasse aus tropischen Gewächsen, die zu dem wundervollen prächtig gestickten Vorhang, dem glänzenden Oberlicht, dem äußerst geschmackvollen Arrangement der Bühne auf's Glücklichste stimmt. Das Theater ist sehr hoch, obwohl es nur zwei Ränge hat, aber gar nicht tief, und so bleiben die Zuschauer auf allen Plätzen in unmittelbarer Fühlung mit der Bühne. Was Darstellung und Wirkung damit gewinnen, können Sie sich denken. Das Parquet steigt amphitheatralisch steil auf bis zum ersten Rang, und unter dem Parquet liegen nach den Ausgängen zu Kassen und Bureaux, Entrees und Gänge. Ebenso practisch und geschickt ist durch zahlreiche einzelne Gasständer für Beleuchtung der Nischen und Nebengemächer gesorgt. Auch der Feuersgefahr war man eingedenk, wie in fast allen amerikanischen Theatern; — allerdings erst nach der entsetzlichen Wiener Feuersbrunst. Je vier Ausgänge münden rechts und links unmittelbar auf die Straße, doch dürfen sie eben

nur bei Gefahr mit den daneben hängenden Schlüsseln geöffnet werden; für den Fall der Noth — erschrecken Sie nicht — hängt neben jeder Thür auch ein blankes Beil! Das Hübscheste aber ist die Methode für Verwandlungen. Diese geschehen mittelst des Elevators, welcher gestattet, ein Zimmer mit tausend Luxusgegenständen, dessen Arrangement während des Spiels in der Versenkung auf einem zweiten Podium fertig gestellt wird, in der Zeit von kaum einer Minute auf die Bühne zu heben. Welche Errungenschaft für das moderne Conversationsstück! Und wie schade, daß für die Toiletten-Verwandlungen der Damen (mitunter auch der Herren) nicht eine ähnliche Vorrichtung möglich ist. Wie manches Stück starb nicht an seinen ewig langen Zwischenakten!

Ein Scharfrichterbeil neben der Thür! Das ist Ihnen über den Spaß — wie? Nun, erholen Sie sich also erst — und in meinem nächsten Brief mache ich Sie mit den amerikanischen Collegen vertraut.

Immer der Ihrige

Friedrich Haase.

III.

Unter Collegen.

Viel interessanter als die charakterlosen Köpfe derjenigen, die sich drüben — nicht immer mit Beruf — zu Fremdenführern für die Künstler aus der alten Welt aufwerfen, ist die Physiognomie der amerikanischen Bühnen selbst, sind die Gestalten ihrer epochemachenden Mitglieder. Eine Parallele zwischen dem, was dort Geltung hat, und demjenigen, was in der Heimath als bahnbrechend gilt, findet reichen Stoff und erscheint vollberechtigt.

Wie in jedem Lande, das irgend welche Spuren keimender Cultur aufweist, auch des Theaterlebens Pulse zu schlagen beginnen, so hat sich in Amerika — in dem zunächst Culturvölker der alten Welt, die Ureinwohnerschaft verdrängend, sich seßhaft machten, um eine neue Welt aus ihrer Vereinigung herauszuschaffen — so hat sich drüben lange schon, und gleichen Schritt mit anderem Fortschritt haltend, eine specifisch amerikanische Bühnenkunst entwickelt,

die unter ihren Trägern Männer und Frauen von großer Bedeutung zählt. Viele derselben haben schon in England, auf stammverwandtem Boden, Zeugniß ihrer Meisterschaft gegeben; einer, der gegenwärtig Bedeutendste unter ihnen, Edwin Booth, kommt Anfang nächsten Jahres auch nach Berlin.

Edwin Booth ist, ebenso sehr in Auffassung und Spielweise, wie durch die ganze Führung seiner Künstlerlaufbahn, der echte Typus amerikanischer Bühnenkunst. Seine Familie entstammt englischem Boden. Sein Großvater, Richard Booth, für die Rechtswissenschaft erzogen, ging als begeisterter Anhänger republikanischer Ideen zur Zeit des großen Unabhängigkeitskrieges nach Amerika; gefangen genommen und nach England zurückgeführt, blieb er der von ihm vertheidigten Sache unwandelbar treu. Als Anecdote vererbt sich der Umstand, daß einem Bilde des Generals Washington, welches in seinem Zimmer den Ehrenplatz einnahm, von jedem Eintretenden Reverenz bewiesen werden mußte. Dem Einfluß dieser excentrischen Natur, wie der großen Zeit, in der er zur Welt kam und seine ersten Eindrücke empfing, dankt ohne Zweifel Junius Brutus Booth, Edwins Vater,

(geboren 1796, gestorben 1852) bekannt und verehrt in ganz Amerika als der „alte Booth“, die Eigenart seiner Künstlernatur. Er war der Erste seiner Familie, der sich, nach mancherlei Versuchen in anderen Künsten, der Schauspielkunst widmete, und nicht weniger denn drei seiner Söhne folgten ihm in diesem Beruf. Unter ihnen ist Edwin, der mittlere, der „jüngere Booth“ genannt, der Berühmteste.

Wir danken dem Fleiße seiner Schwester, Asia Booth Klarke, eine ausführliche Biographie vom Vater und Bruder. Der Schauspielkunst in irgend einer Art zu dienen, ist in dieser Familie völlig Tradition geworden, eine Tradition, die nicht nur äußerst fruchtbringend für die Familie, sondern auch für die Entwicklung der ganzen amerikanischen Schauspielkunst wurde. Das erinnert lebhaft an eine französische Künstlerfamilie, deren Haupt Samson war, Jahrzehnte lang eine Säule der comédie française, während eine seiner Töchter, gleich Asia Booth, unlängst des Vaters Lebensgeschichte herausgab, und eine andere, die Gattin des unglücklichen älteren Berton, der im Wahnsinn starb, die Mutter von Pierre Berton, eine der bedeutendsten Vorleserinnen in Frankreich wurde. Wissen Sie

noch, meine Beste, wie wir selbander zu den Conferenzen am Boulevard des Capucines gewallfahrtet und andächtig zuhörten, wenn diese seltene Frau geistvoll und feinfühlig über französische Bühnenkunst und Künstler sprach? Auch die Familie Devrient, holländischen Ursprungs, aber von deutscher Erziehung, deren tüchtiger Nachwuchs noch heute mit Auszeichnung auf der deutschen Bühne thätig ist, weist in einer Generation drei Künstler auf, deren einer außerdem als Verfasser einer noch nicht übertroffenen „Geschichte der Schauspielkunst" sich hervorgethan. Durch nichts wird aber die Verschiedenheit deutscher und amerikanischer Kunstübung besser illustrirt, als durch den Lebenslauf dieser Künstlerfamilien Booth und Devrient.

Liest man die Geschichten der Kämpfe und Irrfahrten, mit denen die beiden Booth, Vater und Sohn, ihre Laufbahn nicht nur begannen, sondern fortsetzten und vollendeten, denkt man der Anstrengungen und Opfer, die sie sich auferlegt, der rastlosen und aufreibenden Thätigkeit, die sie entwickelt, so muß man ihre Kräfte, ihre Widerstandsfähigkeit mit einem Maße messen, das bei uns völlig unglaublich erscheint. Welche Vielseitigkeit, welche Fähigkeiten! Schon als vier=

undzwanzigjähriger Jüngling unternahm Edwin Booth neben seiner schauspielerischen Thätigkeit eine Revision der theaterüblichen Texte Shakespearischer Stücke und stellte für eine ganze Reihe derselben übereinstimmende, an die Original-Ausgabe sich lehnende Lesarten für die amerikanische Bühne fest. Er vervollständigte diese kritische Ordnung, Sichtung und Wiederherstellung des Textes durch allerlei Notizen und Winke über die scenische Einrichtung der Stücke, der er die minutiöseste Auswahl und Sorgfalt lieh. Diese theatralisch unendlich werthvolle Sammlung erschien später unter dem Titel: „Edwin Booth's Prompt Books" im Buchhandel und wird auf allen amerikanischen Bühnen pietätvoll als Muster geschätzt und benutzt.

Edwin Booth besitzt in New-York ein eigenes Theater — das „Booth-Theater", an Schönheit, Pracht, Würde und Styl seines Gleichen suchend. Freilich stürzte den Künstler dieser Prachtbau, der über eine Million Dollars verschlang, in die peinlichste Verlegenheit, allein stets waren es seine Energie und sein Genie, die ihm hilfreich waren. „Upland down" sagen die Amerikaner. Das B o o t h - T h e a t e r, dessen Bau die Zeit von zwei Jahren in Anspruch

nahm, (es steht in Bezug auf Größe nur der Pariser großen Oper nach) wurde im Jahre 1869 mit Shakespeare's „Romeo und Julia" — zum ersten Male in Amerika im Originaltexte — eröffnet: Edwin Booth spielte den Romeo, seine spätere zweite Frau, Miß Mac Vicker, die Julia. Das Stück erlebte damals achtundfünfzig Wiederholungen.

Später scheiterte Booth pecuniär an den Ausstattungskosten; er überließ die Verwaltung des Theaters seinem älteren Bruder, was leider an der Sachlage nichts besserte. Er selbst begann wieder zu gastiren, — als „star" ersten Ranges die colossale Schuldenlast zu tilgen, die jene Katastrophe des finanziellen Zusammenbruchs ihm aufgebürdet. Die Verehrung, die Edwin Booth als Mensch und Künstler in allen Staaten Amerikas genießt, ist beispiellos. Auszeichnungen jeder Art werden ihm in allen Kreisen der Gebildeten zu Theil. In festlichen Versammlungen, die man in Amerika hervorragenden Gästen zu Ehren zahllos zu veranstalten liebt, und die durchaus den Character öffentlicher, officieller Kundgebungen tragen, haben nicht selten Männer der Wissenschaft, politische Capacitäten, Geistliche, Rechtsgelehrte, kurz die ersten Geister der

Nation, Reden und Vorlesungen gehalten, um ihn zu feiern, und die besten kritischen Federn des Landes haben über die Auffassung der von ihm dargestellten Charaktere, besonders über seinen Hamlet ganze Serien von Essays geschrieben. Eine Sammlung solcher Essays, die ihrer Zeit Aufsehen gemacht, ist auch in Buchform erschienen, ihr Verfasser ist Adam Badeau, während des Bürgerkrieges Adjutant des General Grant und später Biograph dieses Präsidenten. Booth's Jago, Richelieu und Hamlet haben mich entzückt, ebenso sein Narr in „Fools revange“ (eine Nachbildung von Victor Hugo's: le roi s'amuse). Booth's Hamlet-Darstellung dagegen hat vielfältige Controversen hervorgerufen, auch war er es, der durch das ihm verwandte Genie Bogumil Dawison's bewundernd angezogen, mit demselben im Jahre 1866 im Othello spielte, in jener Monstrevorstellung, wo Othello deutsch, Jago englisch, und Desdemona (Frau Methua Scheller) abwechselnd mit Ersterem deutsch, mit allen Uebrigen englisch sprach! Seltsame Idee!

Ich lernte Booth persönlich kennen gelegentlich eines jener vorerwähnten Feste, das man uns Beiden zu Ehren in Delmonico House veranstaltete. Eine moderne Hamletgestalt, mit

Augen, die glühen und seufzen, sitzt er schweigsam da, hört zu, nickt gelegentlich, raucht meistens. Er erinnerte mich an Joseph Wagner, einen längst verstorbenen Hamlet des Burgtheaters. Wenn Booth einmal spricht, sagt er stets etwas Bedeutendes; von seinem Vater redet er, wie von einem Heiliggesprochenen. Sein Organ ist etwas cassé, wie der Franzose zu sagen pflegt, darum sucht und findet er auch nicht seine Stärke in Lungenwirkungen, wie fast alle übrigen nennenswerthen amerikanischen Künstler. Booth's Hauptwirkungen wurzeln im Intellect, in seiner seltenen Feinfühligkeit, vornehmlich aber in seinen Augen. O dieses Auge! Ich meine, solche Augen muß Ludwig Devrient gehabt haben. Er schien Gefallen an mir zu finden, ergriff oft meine Hand, sah mir lächelnd in's Gesicht und — schwieg. Ob er mich ausgelacht hat, — weiß ich nicht . . .

Nächst Booth — aber immer in Bedeutung und Wirkung ein gutes Stück zurückbleibend — ist erwähnenswerth Lawrence Barret; fein und geistvoll und einfacher als die meisten mir bekannt gewordenen „stars“. Lester Wallack, vorzüglicher Conversationsschauspieler allerbesten Ranges, und John Gilbert, Darsteller alter

Herren, namentlich vornehmer, mit scharfer geistvoller Charakteristik. Der Name Forrest's, eines sehr berühmten Heldendarstellers, lebt außer in der Tradition noch in „Forrest House" zu Philadelphia, das eine großartige Freistatt ist für invalide, ruhebedürftige Schauspieler. Die gewiß seltene Humanität dieses Mannes setzte für dieses Institut testamentarisch von seinem großen Reichthum fast gegen eine Million Dollars aus. Deutsche Schauspieler dürften kaum in diese beglückende Lage kommen. — Es lebe das Genie — und der Manager!

Unter den Frauen ist ein bedeutender star eine Vertreterin des alten Theaternamens Davenport, ein anderer — staunen Sie über das Wiedersehen — Fanny Janauschek, die so sehr Amerikanerin geworden, daß man ihr Deutsch jetzt schwer versteht, wohl weil sie von Geburt eben nicht Deutsche, sondern Czechin war und den Besitz der einen fremden Sprache nur gegen den der anderen ausgetauscht hat. Sie wird in Amerika hoch geschätzt und verdient es sicherlich.

Was außer dem Bereich der stars in dem auch sonst nicht gleichwerthigen Ensemble amerikanischer Bühnen zur Geltung kommt, kann ich so recht eigentlich nur als „Schauspielerei" be-

zeichnen: äußerlich gemacht, auf äußerliche Wirkung zugeschnitten und zugespitzt. Ich weiß nicht, sind die Künstler Ursache des verwilderten Geschmacks oder leiden sie nur unter seinen Wirkungen. Aber ich habe mich durch den Augenschein davon überzeugt: wer drüben die beste Lunge hat, der ist eigentlich der beste Schauspieler. Die große Menge versteht und will wohl auch so recht eigentlich nichts Anderes. An Darstellern, die auf Charakteristik Werth legen, geht sie zumeist theilnahmslos vorüber, oder dieselben werden doch nur von Wenigen verstanden und vermögen sich auch keinen eigentlichen Namen zu erwerben. Das Beste wird oft für nichts erklärt, weil es zu einfach ist, zu künstlerisch. Lungenwirkungen aber sind allezeit ihres Erfolges sicher; darum verschmähen es auch bedeutende Darsteller selten, nach großen leidenschaftlichen Tiraden sich das Ansehen starker Erschöpfung zu geben, um einen Appell an gehobeneren Beifall zu üben, — ein Manöver, das nie mißlingt, und das mir schon in London nicht angenehm auffiel. Ich denke, bei uns in Deutschland ist die Zeit dahin (?), wo derlei wüstes „Stolziren und Blöken", wie Shakespeare sagt, noch Erfolg haben könnte. Schauspieler

wie John, Mac Kullough, ein gefeierter amerikanischer Tragöde, sind bei uns unmöglich (?). Sein Spiel als Spartacus im „Gladiator“ war geradezu widerlich, seine Sprache nur ein fortgesetztes Grunzen und Gurgeln; denn das früher gewiß umfangreiche sonore Organ hat er sich längst fortgebrüllt. Aber er verstand es doch, künstlich Theilnahme hervorzurufen, und versetzte das unverständige Publikum in einen Rausch des Entzückens. Alles schwelgte in Begeisterung, und selbst die Presse brachte nicht selten lange Spalten des Staunens, der Bewunderung ob solcher Leistung. In Berlin würde ein solcher Schauspieler gerade zusammengelacht werden.

Und nun, beste Freundin, stellen Sie sich einmal Ihren ergebenen Freund inmitten dieses gewaltigen Tohuwabohu vor. Sie wissen es, ich habe über keine allzu ausgiebige Lunge zu verfügen. Auch habe ich die Bühne niemals als einen Schauplatz für tours de force ansehen gelernt. Mein Kampf um Werthschätzung war der schwierigste. Man brachte meinem guten Namen, den ich während dreißigjähriger, ernsthafter Bestrebungen in Deutschland mir erworben habe, wohl Achtung entgegen; allein die Eigen-

schaften gerade, die mir in der Heimath diesen Namen gründen halfen, hatten anscheinend wenig Aussicht im fremden Welttheil, über ein gewisses Maß pietätvoller Würdigung und conventioneller Achtung hinaus die Herzen zu erobern. Nun, es ist doch gelungen! Und wie's gelang, davon schweigt die Bescheidenheit

Ihres ergebenen

Friedrich Haase.

IV.

Amerikanische Wanderfreuden.

Sie begreifen, verehrte Freundin, daß ich schon nach einem flüchtigen Einblick in die Verhältnisse, die ich Ihnen geschildert habe, nur noch von dem Streben beseelt sein konnte, aus der Sklaverei des Managerthums so schnell wie möglich erlöst zu werden und wieder zu den Gewohnheiten deutscher Kunstübung zurückzukehren. Sie werden diese Sehnsucht aber noch mehr begreifen, wenn ich Ihnen von den künstlerischen Wanderfreuden erzähle, die man unter der Führung seines Manager durchzumachen hat.

Mich führte das Fatum, in Gestalt meines „Pächters", im Christmond von New-York aus auf die Wanderung, die einen vollen Monat währte, und nahezu ein Dutzend zum Theil ziemlich entfernt liegender Städte umfaßte. Diese Reise durch die „Dörfer", wie man scherzhaft die Städte im Westen zu nennen pflegt, hat nun fast durchweg die demüthigendsten Eindrücke hervorgerufen, die das Theaterleben mir jemals

bereitet. Ueberhastung der Vorstellungen unter einem Manager, der seines Zeichens eigentlich Baßgeiger war, in Theatersälen, die wohl in früherer Zeit als Markthallen dienten — diejenigen Häuser, denen der Name „Theater“ überhaupt gebührt, viel zu groß, und nur für Opern-Aufführungen brauchbar — die Orchester im Werthe böhmischer Banden, die auf Jahrmärkten umherziehen — dazu pfeifende Lokomotiven oder auch schnatternde Gänse, deren Lärm wechselweise durch offene Fenster bis in die Tabernakel der Kunsttempel drang, — das war meistentheils die Scenerie. Unwürdiges Publikum, zumeist Männer, die nicht immer nüchtern, wohl aber überwiegend ungebildet waren, unter den Frauen nun gar thörichte Mütter, denen weinende Kinder auf dem Schooße lagen, — das war nicht selten die Staffage. So schritt der Künstler, der sich unbesonnen seinem Impresario verschrieben hatte, Abend für Abend auf seinem Marterwege bis zur letzten Scene; es war oft geradezu um toll zu werden.

Solche Irrfahrten sind nun freilich auch an scherzhaften Episoden reich, und manch' lustiges Stücklein wüßt' ich Ihnen davon zu erzählen.

In Brooklyn, wo wir den „Königs-

lieutenant" spielten, war die Bühne von der Größe einer mäßigen Wohnstube, in meiner Garderobe stand ein Bett, und daneben war die Küche, die ihre zweifelhaften Wohlgerüche bis auf die Bühne sandte. Denken Sie, — Thorane in solcher Umgebung! Max Schulz, über den die Berliner — Sie gelegentlich wohl auch, Verehrteste — so manches Jahr gelacht haben, spielte den Sergeanten Mack. Bei den Duodez-verhältnissen der Bühne wollte es der Fülle seiner Erscheinung nicht gelingen, sich durch die schmale Pforte hinter dem Prospekt hindurch zu zwängen. Eingeklemmt in fürchterlicher Enge zwischen Thür und Wand, so blieb er hängen. Es sollten Schüsse fallen — man hörte Trommel-schläge, Regimentsmusik mußte einen Marsch spielen, und eine einzige Trompete blies ein Postsignal. Endlich, eine letzte Kraftanstrengung und — knack — Schulz wand sich auf die Scene. Er hatte mir zu melden, es sei der Marquis mit „dem langen Namen", und als er nun statt dessen in seiner Alteration gravitätisch zu mir sagte: „Es war der „Mirqua mit den langen Haaren" . . . da war es aus mit Graf Thorane und seiner Selbstbeherrschung; ein unüberwind-liches Lachen bemächtigte sich meiner, ich konnte

nicht weiter spielen und der Vorhang mußte fallen.

In Philadelphia spielten wir in der Academy of Music, die 4000 Menschen faßt, vor einem Publikum von etwa 1900 Personen. Mein Wirth stellte mich hierüber folgendermaßen zur Rede:

„Wie kann man, wenn man so Theater spielt, wie Sie, es auf ein Paar hundert Dollars ankommen lassen für Advertissement?! Sie müssen wenigstens vier oder fünfhundert Bilder ausstellen, sonst glauben die Leute nicht an Sie.“

„So?“ erwiderte ich, „nun, und Rossi, der auch hier spielte und Bilder über Bilder ausstellt, und trotzdem bei seltenster Genialität seiner Darstellungen fast gar kein Publikum versammelt?“

„Ja — (Pause) — ja, sehen Sie, — den versteht man aber auch nicht — der spricht italienisch!“

In St. Louis frisirte mich ein Coiffeur, der außer diesem Amt noch das eines ersten Tenor, oder auch Baß — je nach Bedürfniß — bei ambulanten Operettengesellschaften bekleidete. Hielt ihn nun diese Seite seiner Künstlerschaft Tage lang von St. Louis entfernt, so konnte

man sehen, wo man mit dem Frisiren der Perrücke blieb; und kam er wieder und wir behandelten ihn etwa nicht als „Herr Kollege“, so ließ er uns einfach im Stich und die halbarrangirten Schauspielerköpfe blieben unvollendet. In St. Louis, im People-Theater, ist mir's auch begegnet, daß ein betrunkener Mohr, der Theaterarbeiter war, in der ersten Coulisse ein Niggerlied sang, während ich die Erzählung des Narciß zu sprechen hatte. Ich verstand mein eigen Wort nicht mehr; dazu secundirte ein gleichfalls halb Berauschter im Parquet, der zu allen Sentenzen des Narciß ganz laut und kaltblütig seine Zustimmung gab mit einem „sehr wahr“ — „so ist es,“ oder „richtig,“ „all right“ und Aehnlichem. Sie werden mir auf's Wort glauben, Beste, daß ich unter so bewandten Umständen oft außer mir gerieth. Denn ich bin eben nicht gewohnt, daß Zuschauer während der Vorstellung eine Zwiesprache mit mir halten.

Uebrigens wird es Sie interessiren, daß ad usum Amerikas eine neue Auflage des „Narciß“ mit verändertem Texte existirt. Ein früherer deutscher Schauspieler, Namens Bandmann, der jetzt der englischen Bühne angehört und mit Vorliebe den Narciß spielt, hat das

Stück für amerikanischen Geschmack zugestutzt: Danach füllt den Pompadourakt, der im Garten spielt — zur Hälfte ein Ballet mit allen möglichen Chikanen. Am Schluß des Stückes heirathet Narciß die Quinault, nachdem er zuvor der Pompadour, die in seinen Armen stirbt, eine Ehrenerklärung gegeben, mit den Worten, sie sei denn doch ein „braves" Weib gewesen. Was sagen Sie dazu?

In Cincinnati spielte ich den Klingsberg. Ein Bekannter im Parquet hört zwischen einem Ehepaar folgendes Gespräch:

Er: „Warum lachst Du nicht? Ich bin empört!"

Sie: „Weil ich nicht gleich Alles verstehen kann. Uebersetz' mir's, Alexander."

Und nun fängt der Gemahl an, zu übersetzen, was höchst komisch zur Folge hatte, daß die Frau immer einige Minuten später, als das übrige Publikum, ganz allein in helles Gelächter ausbricht. Das ärgerte denn nun den Mann, und er ruft vernehmlich:

„Es thut mir leid um den Dollar and half, Du hast keinen Begriff von dem Spiel des Mannes."

„What do you say, Alexander?“ erwidert sie. „Uebersetz mir, Alexander!“

In Chicago, von dem ich die angenehmsten Eindrücke auf dieser ganzen Wanderung empfing, und wohin ich später wiederholt zurückkehrte, brachte man meinen ernsten Rollen großes Interesse entgegen. Der Referent einer der ersten dort erscheinenden englischen Zeitungen äußerte nach meiner Darstellung des Shylock zu einem meiner Freunde: „Das war der schönste performance, was ich noch hab' jemals mein Lebtag gesehen. Wie ich aber auch hab' gepufft dem Haase, hab' ich gepufft noch niemals keinen Actor.“ — Gepufft heißt nämlich „durch Reclame gefördert“ ... Und als Frau Geistinger statt einer Operettenrolle eines Tages ihre treffliche Adrienne Lecouvreur spielte, fragte ein Zuschauer im letzten Act des Stückes seine Frau:

„Nun sage mir um Barmherzigkeit, wann kommt denn endlich die Geistinger? Es ist ja noch kein einziges Couplet gesungen worden!“

Es wären noch allerlei ähnliche Curiosa von amerikanischen Theaterabenden zu erzählen: Wie während der Vorstellung des „Königslieutenants“ z. B. nach einer der halbfranzösischen Tiraden Graf Thorane's, ein Deutsch-

Amerikaner zu einem meiner Bekannten äußerte: „Das soll ein berühmter „german Actor“ sein? Da red' ich ja besser deutsch wie er!“ Und wie im Parquet, als ich den Hamlet spielte, bei Beginn des Monologs „Sein oder Nichtsein“ durch lautlose Stille, von tiefster Baßstimme die Frage ertönte: „Ischt dees der Haase?“ wodurch der Monolog eine nicht unbedenkliche Schwankung erlitt. Aber solche lustigen Zwischenfälle vermögen doch nur sehr vorübergehend über die künstlerische Ergebnißlosigkeit dieser Irrfahrten zu täuschen. Auch dürfte es sicher eine höchst problematische Genugthuung für die übermenschlichen Anstrengungen bilden, die dem inneren und äußeren Menschen zugemuthet werden, wenn man so, wie ich, in Louisville vor schreienden Kindern in den Prosceniumslogen den psychologischen Seelenzustand Lord Harleigh's auf der Bühne durchleben muß. Und als ich in Indianopolis den alten Subalternbeamten Jeremias Knabe in dem Lebensbild „Im Vorzimmer Seiner Excellenz“ gespielt hatte und andern Tages in einem dortigen Blatte als kritische Ausstellung lesen mußte: ich hätte mich „im Frack“ nicht recht zu Hause gefühlt — da verließ mich wirklich auch der Galgenhumor.

Welcher geheimnißvolle Zug treibt trotzdem die Künstler immer wieder über das große Wasser? Ist es die ruhelose Wanderlust, die erst mit dem Leben erlischt? Das Eine fühle ich tief: Niemand zieht ungestraft über's Weltmeer und Keiner kehrt zurück, dem nicht der Täuschung bitteres Lächeln die Lippe umspielte. Was bedeuten künstlerische Siege, was materielle Erfolge gegenüber dem Gefühl tiefster Vereinsamung, das uns vor Hörern überkommt, die nicht hören mit unserm Ohr, nicht sehen mit unseren Augen? Das Beste unserer Kunst geht da verloren: das geheimnißvolle Band fehlt, das sich von Herz zu Herzen webt, und wir fühlen von Neuem, daß unser Bestes doch im Boden der Heimath wurzelt ...

Endlich wurde ich frei und zog nun weiter gen Westen in's gelobte Land — nach Californien! Haben Sie den Muth, mich auch dorthin zu begleiten, so gelangen Sie in den schönsten Theil der Union. Wenn ein Fremder nach Boston, New-York oder Baltimore kommt, so hört er sofort die Frage: „Wie gefällt Ihnen Amerika?“ Kommt er aber nach San Francisco, so fragt man nur noch: „Wie gefällt Ihnen Californien?“ Im ersten Fall erwartet man

die Antwort, daß Amerika ein überwältigend großartiges Land — im zweiten, daß Californien ein Paradies sei. Und ein Paradies — das ist es in der That, liebste Freundin, ein wahrhaft gottgesegnetes Stück Erde, wo ich nach der Mühsal der Bühnenwanderung die angenehmsten Eindrücke und die fröhlichste Befriedigung gefunden. Davon Ausführliches in einem späteren Briefe

Ihres getreuen

Friedrich Haase.

V.

New-Yorker Theaterverhältnisse.

Es geht mit den Theatern, liebe Freundin, wie mit den Kleidern unserer Frauen: sie sind der Mode unterworfen.

Die Oper hat — vor grauen Jahren denk' ich, — den Anfang gemacht mit jenen Wanderungen über's Meer. Der Oper ist das Wort nur Mittel, nicht Zweck, und die neue Welt war immer sangesfreudig, wenn auch nicht-kundig. Das reicht so weit zurück, daß schon im Jahre 1852 ein Jenny-Lind-Theater in San Francisco demolirt wurde, um an dessen Stelle das Rathhaus der sich verjüngenden Metropole aufzubauen. Mit den großen Namen der englischen Bühne, welche die erste Hälfte dieses Jahrhunderts illustrirten, Kemble und Kean, wie mit den Bannerträgern der späteren Jahre — Fechter und Irving — bildete sich eine rege Wechselwirkung in Vorbild und Rivalität heraus; auch Fréderic Lemaître, der Stützpfeiler der romantischen Schule für die Schauspielkunst in Frank-

reich, die Säule von Victor Hugo's Bühnenruhm, wirkte in weiten Kreisen durch die Macht seines Genius. Endlich trat auch die deutsche Schauspielkunst ein in das Weltconcert. Das Deutschthum wagte sogar, selbstständig im fremden Land den Wettstreit aufzunehmen — muthige Kämpen zogen hinüber und Namen von stolzem Klang halfen dem deutschen Schauspiel drüben tief und dauernd Wurzel schlagen.

Der Boden war der denkbar günstigste. Die Bevölkerung der neuen Heimath war stamm- und sprachverwandt und besaß Tausende von deutschen Ansiedlern, die ein immer wachsendes Contingent dazu stellten, deren Theilnahme die deutsche Bühne förderte und stützte, und deren Deutschthum selbst hinwiederum im innersten Wesen daran erstarkte. Ja, während die Schauspielkunst anderer europäischer Nationalitäten, der Franzosen und Italiener insbesondere (Rachel, Ristori, Salvini, Rossi, Sarah Bernhardt) in Amerika immer den Charakter des Episodenhaften behielt, — so trat die deutsche Bühne in fast allen großen Städten, zumal in den Centren des Deutschthums — New-York, Chicago, San Francisco — als stabile Macht auf, setzte sich fest, breitete sich aus und errang sich immer

wachsende Geltung. Aber es war von Anfang an ein Bruch darin: Die Speculation ging falsche Wege, als sie das deutsche Reis auf den amerikanischen Stamm willkürlich pfropfte und daß nun eben die Speculation — oft die verwegenste — es war, in deren unzuverlässigen Händen dies Amt lag, das war der große Fehler. So ist allmählich eine Verwilderung, ich möchte sagen eine Raubgier mächtig geworden, welche die subalternen Elemente drückt und schädigt und die auserlesenen Kräfte, die zur Führung berufen sind, zum Spielball herabwürdigt und als gute Beute ausnutzt.

Die Krisis ist nicht fern. Das Repertoir der deutschen Bühnen, das zwischen mangelhaft importirter Classicität, flüchtiger Tageswaare und banalem Operettencultus planlos hin und her schwankt; das Personal, das sich theilweise aus den dunkelsten Existenzen zusammensetzt und dem nur für einzelne Fächer talentirte Vertreter, gleichsam als Schlaglichter, aufgesetzt werden; das Publikum endlich, das, als urtheilslose Menge am Gängelbande der Gewohnheit, des Alltagsbedürfnisses, der bequemen Unterhaltung, in den Tag hineinlebt — die Summe dieser Zustände nährt gleichermaßen den Keim des Ver-

derbens, der stetig wuchert. Was noch fehlt, thut der Manager. So kann nur eine gründliche Umwälzung und dann ein Aufbau auf wirklich künstlerischer Basis gesunde Verhältnisse schaffen und eine gedeihliche Fortentwickelung für die Zukunft anbahnen. Die Lust am Fremdländischen ist ohnehin vorüber in Amerika, ganz wie in Rußland. Die italienische Oper sogar mit ihren Gesangssternen ersten Ranges hat an Interesse eingebüßt. Was Wunder, daß das deutsche Theater, auf das deutsche Publicum allein angewiesen, durch Concurrenz erschöpft, am Boden liegt. Brechen dann Katastrophen herein, wie der Wiener Theaterbrand, die weithin ihren Schatten werfen, so herrscht Panik und Demoralisation an allen Enden.

Mir wurde etwas schwül zu Muthe, liebe Freundin, als ich mich eines Tages diesen bergehohen Hindernissen gegenüber sah und mir der Fährlichkeiten bewußt wurde, die es zu überwinden hieß, um die Höhe zu erklimmen. Die Manager des Thalia-Theaters machten überdies gar kein Hehl daraus, daß ihnen jedes Mittel recht wäre, um in den Sand zu rennen, was durch den Manager des Germania-Theaters nach Amerika berufen worden. Unter der Flagge

der Thalia sollten dann beide Bühnen durch fernere Stürme steuern. Arme Hascher! Es sollte anders kommen . . . .

Ich debütirte als Narciß, und dieser erste Abend gewann mir zu den alten Freunden, die mich weit über Gebühr begrüßten, eine stattliche Anzahl neuer Anhänger, deren reger Antheil mein künstlerisches Wirken fort und fort begleitete. Ich spielte noch manche ernste Rolle, wie denn diese Seite meines Repertoirs jenseits des Oceans zu viel höherer Geltung und größerer Anerkennung gelangte als in Deutschland. Diese Erscheinung erinnerte mich wieder lebhaft an die Zeit, von der ich Ihnen wohl schon erzählte, beste Freundin, wo ich im Münchener Hoftheater noch unter Dingelstedt's Führung thätig war und ganz in's tragische Fach gedrängt wurde. Hieß man damals doch auch weder eine Conversations-Rolle noch eine humoristische von mir gut! Männer wie Professor Carrière gaben mir in der „Augsburger Allgemeinen“ wiederholt den Rath, mein Talent nicht zu mißbrauchen auf einem Gebiete, das mir allezeit fremd bleiben würde. Wer hat nun Recht? Wo liegt die Wahrheit? Wer mir's sagen könnte!

Ich glaube, daß ich derselbe in Amerika

war, als den Sie mich in der Heimath kennen, und wie in der Heimath, stand mir auch auf fremder Erde eine gläubige Gemeinde aller Orten freundlich zur Seite, welche das business (des Amerikaners höchster Begriff) will sagen: das „Geschäft“ in erfreulicher Weise zeitigte. Ich trat während meines Aufenthalts in Amerika an hundert Abenden auf. Die Schauspielhäuser sind nicht eben größer, als bei uns, die Eintrittspreise aber — namentlich für das Parquet — meist um die Hälfte höher, und für den, der amerikanisches Geld mit hinausnimmt, das Agio ein bedeutendes. Der Dollar, nominell drei Mark, gilt bei uns über vier Mark, also wiederum ein Viertel Gewinn. So hat die künstlerische Thätigkeit drüben ein um die Hälfte höheres Erträgniß als in der Heimath, und bei der Unermüdlichkeit im Spielen und der Hast im Reisen, die dort üblich und leider nothwendig, hab' ich in sechs Monaten erworben, wozu ich in Deutschland wohl zweier ganzer Jahre bedurft hätte.

Für die Unternehmer solcher künstlerischer Fahrten freilich gestaltet sich die Rechnung viel weniger günstig. Trotz der reichen Einnahmen wirkten beide deutsche Theater in New-York,

das Germania- und das concurrirende Thalia-Theater, mit beträchtlichem Deficit, weil für beide der Apparat ein viel zu complicirter und die Kosten geradezu unerschwinglich waren. Hatte das Thalia-Theater eine ganze Operetten-Gesellschaft mit Namen ersten Ranges außer dem star Geistinger zu honoriren, so waren im Germania-Theater in langer Reihe deutsche Schauspielkräfte angeworben, für welche ausnehmend hohe Gagen das Lockmittel abgegeben hatten. Und während es dem Thalia-Theater immer wieder gelang, durch außerordentliche Zuschüsse ein entstandenes Leck zu stopfen, hielt sich das Germania-Theater nur einen Monat noch nach meinem Fortgang im abgesteckten Fahrwasser. Dann wurde ein gut Theil seiner aus Europa verschriebenen Mitglieder gewaltsam aus dem Engagement gedrängt. Man gab ihnen ihre fällige Gage, und aus besonderer Gefälligkeit noch ein Billet zur Rückfahrt. Man warf den Ballast einfach über Bord und segelte weiter durch Klippen und Untiefen, unbekümmert, ob das Fahrzeug von Neuem ein Leck erhielt. Ein warnendes Exempel! In Amerika fällt aber dergleichen gar nicht auf. Wer in Geschäftsunkenntniß erstickt, wer der thörichten Berathung

unwissender Freunde zum Opfer fällt, der endet eben den verlorenen Feldzug mit irgend einem Akt der Gewalt. Ein besonderes Odium haftet solchen Operationen „drüben" nicht an. Die Zeitungen bemächtigen sich des „Falls", die interessantesten Dinge werden rücksichtslos discutirt, und die schmutzige Wäsche des Einen und des Andern wird in größter Harmlosigkeit auf öffentlichem Platze bearbeitet. Damit ist für Amerika die Sache eben abgethan. Eine neue Saison soll nun alle eingewurzelten Schäden heilen und alte Schulden tilgen; kopfüber stürzt man sich meist planlos in Unternehmungen, die des Einzelnen Kräfte nach jeder Richtung übersteigen und durch die Lasten, die sie auferlegen, selbst glänzende Erträgnisse für reellen Gewinn illusorisch machen.

Bisher haben zwei deutsche Theater in New-York den Kampf um's Dasein gekämpft; von nun an sind es drei. Frau Geistinger, die allezeit Unternehmungslustige, hat im Verein mit ihrem „smarten" Manager ein Theater gemiethet. Die Thalia-Direction wird auf eigene Faust in ihrem Theater weiter spielen. Auch das Germania-Theater wird nicht aufhören, seine Tage zu fristen unter Herrn Neuendorff's Führung.

Ob von diesen Theaterschiffen allen, die mit deutsch-redenden Gesellschaften drüben die Segel aufhissen, das eine oder andere scheitern werde? — Ich fürchte, alle drei, denn unter den Städten Amerikas, die überhaupt ein genügendes Contingent an deutschem Publikum stellen, vermag keine mehr als ein deutsches Theater zu erhalten, keine — New-York nicht ausgenommen. Und mit dieser trübseligen Weissagung verabschiedet sich für heute

Ihr

Friedrich Haase.

VI.

Von New-York nach San Francisco.

Sieben Tagereisen, beste Freundin, umfaßt der Ueberlandzug vom Atlantic bis zum Pacific: Siebenmal vierundzwanzig Stunden Eisenbahnfahrt! Des Tages kein Aufenthalt, außer bei den spärlichen Eßstationen, und Nachts kein ander Bett, als das im Schlafwagen. So eilt man dahin auf endlosem Schienenwege, einem Wunderwerk der Ingenieurkunst. Da sind ganze Bergreihen durchstochen, tiefe Abhänge überwölbt, mächtige Ströme überbrückt, und dazwischen ödes Haideland und wüste Felstrümmer! Ueber die ebenen Prairien führt tagelang der Weg, da, wo ehedem die Emigrantenzüge mit Hunderten von Ochsenwagen über den seichten Plattenfluß setzten, und wo heute die majestätische Eisenbrücke den Missouristrom überspannt.

Allmählich beginnen wir zu steigen und hinter Chayenne bei „Sherman Station" haben wir den höchsten Punkt der Union-Pacificbahn erreicht; wir sind fast 8000 Fuß hoch über'm

Meeresspiegel. Die Rocky Mountains bilden hier ein weites Hochplateau, ohne scharfgegliederte Bergmassen, auf dem wir dahinrollen. Wir ahnen kaum, auf welcher Höhe wir uns befinden. Das Sensationsbedürfniß Amerika's hat aber auch hier nicht geruht: Einem prahlerischen advertissement gleich klingen uns die phantastischen Namen in's Ohr, mit denen man die Felskegel und Bergwände, die Spalten und Schluchten bezeichnet hat. Ueberall Hexen-Felsen und Teufelsklippen, ja sogar einen „Dampfschiff-Felsen" giebt es. Dann folgt der Tausend-Meilen-Baum, und Teufelsberge, Teufelsthore an allen Enden.

Wir kommen nach Utah: Das Mormonenreich beginnt. Dort seitwärts geht der Weg nach „Salt Lake City" und „Zion House" und dem Mormonen-Tabernakel. Weithin streift der Blick die Höhen der Wahsatsh Mountains und zur Linken dehnt sich der große Salzsee aus. Wir treten in die Wüste von Nevada. Tagelang baumloses Felsplateau, auf dem nur niederes Kraut den steinigen Boden deckt; alles Leben im Thier- und Pflanzenreiche scheint erstorben; hungrige Geier nur schweben beutespähend in den Lüften. Dann geht's an's Steigen, — aus

der Wüste in's Hochgebirge! Mancher Paß ist zu erklimmen, bis wir die Schneegrenze streifen. Und auch über diese hinaus noch steigt der Pfad himmelan. So passiren wir die Sierra Nevada, die große Wasserscheide zwischen dem atlantischen und dem pacifischen Ocean . . .

Unter den Mitreisenden sind immer ein Paar Californier, die gern erzählen, daß einst ein Sägemühlenbesitzer aus den Wäldern von Mains, östlich von New-York, eines Tages seine Heimath verließ; er zog gen Westen nach Californien. Immer trübseliger ward er, und immer mehr schien ihm der Muth zu sinken, je eintöniger die felsigen Hochebenen wurden, durch die der endlos lange Schienenweg ihn führte. Da erwachte er eines Morgens mitten unter Bäumen in den Wäldern der Sierra Nevada, und wie der Wanderer den Grenzpfahl seiner Heimath grüßt, so grüßte er den Fichtenbaum. Und mit Begeisterung im trockenen Yankee-Antlitz rief er aus: „Gott sei Dank, da riecht man doch wieder einmal Harz!" . . .

In der That, der Eindruck ist überwältigend, den die Wandlung der Natur auf Auge und Herz hervorbringt. Abends, soweit das Auge reicht, nichts als Eis und Schnee und winter=

lich kalte Oeden, und Morgens, als ich den Fenstervorhang meines sleeping car zurückschiebe, Frühling! Grünende Bäume, üppige Wiesen und Schwärme wilder Enten und Gänse, weidende Pferde und Schafe ringsumher! Alles lebt, Alles bewegt sich und athmet Lust und Wonne! Frühling, Frühling! An solchen Contrasten fehlt es auch wohl in Europa nicht. Wer einmal in Cannes im Februar, wo Lorbeer und Rosen blühen und die reife Orange vom Baume nickt, im Abendsonnenglanz sich auf die Wanderung begiebt, der erlebt um Mitternacht schon in Lyon gefrorene Fensterscheiben und Morgens in Paris vielleicht gar Glatteis. Aber die Staffage ist es, die eben so eigenartig wirkt, so ganz märchenhaft in jenem Theil der neuen Welt. Auf den Prairien, mitten im öden Haideland, auf dem Viehheerden nur nothdürftig Futter finden und zur Winterzeit oft elend umkommen, sieht man Indianerhütten. Es sind kleine spitzzulaufende Zelte, mit Thierfellen überzogen. Die Indianer, ihre Bewohner, die zur Arbeit nichts taugen, lungern bettelnd auf den Stationen herum. In Decken gewickelt, den Hut, unter dem blitzende Augen hervorlugen, tief in's Gesicht gedrückt, so sehen die Männer dem Bettelhandwerk ihrer

Weiber zu: Diese, zerlumpt und schmutzig, mit ziegelroth gefärbten Gesichtern (an Festtagen streichen sich auch die Männer ähnlich an) stellen ihre Kinder, die sie in Leinwandsäcken auf dem Rücken tragen, zur Schau; doch ist kein Geldgeschenk ihnen jemals reich genug. Es ist arbeitsscheues Gesindel mit treulosem, hämischem Charakter, das nur durch allerlei Benefizien gehindert werden kann, den Bahnlinien ununterbrochen Schaden zuzufügen.

Auf der Höhe der Sierra Nevada finden wir „Humboldt House." Wir rasten eine halbe Stunde, uns zu restauriren; man nimmt Thee und Beefsteak in behaglich warmen Zimmern ein. Ruhmredig annoncirt der Wirth der Station — die er „Oase in der Wüste" nennt — auf den Affichen alle Delikatessen der Saison; er behauptet auch, das „beste Quellwasser aus den Bergen der Sierra Nevada" zu kredenzen, das aus schöner Fontaine im Speisezimmer hervorsprudelt. Wir sind auf der Strecke, auf der vormals Alexander von Humboldt unter Fährnissen aller Art zu Pferde und zu Fuß Indianerland durchstreifte. Der ganze Cooper und Walter Scott — der Mann mit dem langen Karabiner — Alles lebte mir aus der Knaben-

zeit in der Erinnerung wieder auf! Aber weiter und weiter geht's und schon werden die ersten Chinesen sichtbar. In sauberem weißen Leinenanzug, die intelligenten gelben Gesichter eingerahmt von sorgfältig geflochtenen schwarzen Zöpfen, die sie nach Weiberart um den Kopf zusammenstecken, so walten sie umsichtig und bescheiden der Bedienung. In einer Station huschte zwischen der Schaar der Reisenden, in bauschigen Gewändern aus buntfarbigen Seidenstoffen, mit Ohrringen, Armspangen und anderm Schmuck überreich behängt, ein chinesisches Mädchen eilig her und hin. Sie wäre, erzählte man uns — die Köchin der Station, erst 10 Jahr und kürzlich mit einem jungen Mann auf und davongegangen. Eben kehrte sie nun fröhlich und guter Dinge von ihrem Ausflug heim, um schön herausgeputzt ihr Küchenamt wieder anzutreten. Entführt, gute Köchin und — erst zehn Jahr alt ... welch' ein Einblick in die Triebkraft dieser Zone!

Einige Stunden hinter Reno, wo sich die Straße nach der Minen-Hauptstadt des Staates Nevada abzweigt, haben wir die Grenze des Staates Californien überschritten. Mitten durch dunkle Fichtenwälder, über gewaltige Schluchten

und Abhänge zieht sie sich hin. Prächtige Seen liegen zwischen steil abfallenden Bergen: Hier der zehn Meilen breite und noch einmal so lange Lake Tahon, der im Sommer von Dampfboten befahren wird, im Winter vom nächsten Städtchen aus das Ziel von Schlittschuhläufern ist, dort der kleinere Donnersee, dessen hohe Wände mit dichtem Tannenwald besetzt, der in dem klaren Wasser sich wiederspiegelt. Wir steigen in der Stunde 100 Fuß. Zwei, oft drei Locomotiven keuchen längs des Trucker River mühsam bergan. Wilder und majestätischer erscheint die Gebirgslandschaft bei jedem neuen Ausblick. Schneedächer hindern oft die Umschau. Sie sind bis zu 1000 Fuß lang und aus starken Baumstämmen gebildet, die in geringen Zwischenräumen errichtet sind. An die vierzig Meilen sind so überwölbt zum Schutz gegen Lawinenstürze. Im Winter kommen riesige Schneepflüge auf die Bahn mit eisernem Bug und Schaufeln, ähnlich dem Vordertheil einer mächtigen Panzerfregatte, die, von fünf oder sechs Locomotiven geschoben, den auf den Schienen sich häufenden Schnee beseitigen.

Der Zug folgt in einer kleinen Entfernung. Oft hat sich schon ein paar hundert Schritt

hinter demselben gleich wieder eine hohe Schneemauer aufgethürmt. Nur vorwärts! vorwärts! Zu wiederholten Malen sehen wir eine Strecke der Bahn, die wir vor Kurzem verlassen haben, tief unten am Abhange des Berges zwischen den Tannen sich verlieren. Aber immer nur kurze, seltene Einblicke in die wechselvolle Scenerie sind dem Reisenden vergönnt — da hat ihn schon wieder Dämmerung umfangen: er ist in eine neue Holzhalle eingefahren, in einen der primitiven hölzernen Tunnel, die bis zum höchsten Punkte der Sierra aufwärts führen.

„Summit Station" liegt in einem Paß, über dem die Sierra Nevada bis zu mehr als 10,000 Fuß Höhe gipfelt. Man ist so schnell gestiegen, daß man auch ohne die schimmernden Schneekronen merkt, man sei im Hochgebirge. Der Uebergang aber von üppiger Vegetation zu völliger Erstarrung der Natur ist hier in der Sierra rascher und plötzlicher, als in den meisten anderen Hochgebirgen. Keine verkrüppelten Kiefern, keine Moose und andere am Boden wuchernde Gewächse führen zu den höheren Regionen hinauf. Dicht unter der Schneegrenze ragen stattliche schlanke Bäume mit üppigem Blätterdach in die Luft, und leuchtende Schnee-

felder strahlen ihr blendendes Licht aus neben dunkelgrün prangenden Fichten. Von nun an geht's aber auf der westlichen Abdachung des Gebirges wieder bergab. Am Rande furchtbarer Abgründe, deren Tiefe unermeßlich scheint, in scharfen Windungen und Biegungen durch Schneehallen und Tunnel, unaufhaltsam rollt der Zug den Bergabhang herunter. In all der Wildniß kein anderer Laut als das dumpfe Rasseln der langen Wagenreihe, die dem Thale zueilt. Am Rand von Abstürzen, die 2000 bis 3000 Fuß in die Tiefe gehen, führt oft die schmale Eisenspur entlang, die von Arbeitern, welche man in Körben von des Berges Spitze hinunterließ, in den Fels hineingehauen wurde.

An wasserreichen Stellen erinnern Sägemühlen und daneben aufgestapelte Holzvorräthe den Wanderer an das Hauptgeschäft in diesen Waldregionen. Auch verlassene Blockhäuser, Spuren, die frühere Goldsucher hinterließen, stehen hier am Wegesrand. Dort sehen wir ein Stück hydraulischer Minenbearbeitung, wie sie von Matterson im Jahre 1853 erfunden, seitdem bei der Goldwaschung angewendet wird. Da liegen die Schläuche, in welche das hoch oben aufgesammelte Wasser sich ergießt; messingene

Röhren, Kanonenläufen ähnlich, steigern den Druck, mit dem es zischend das Erdreich trifft und überfluthet. Und wieder grüßen uns in Anderson Valley prächtige Gebirgsseen, ähnlich den Alpenseen der Schweiz, nur wilder noch und großartiger die Ufer. Dann geht es auf dem Rücken eines scharfkantigen Höhenzuges in meilenlanger Fahrt, welche die herrlichsten Fernsichten nach Süden erschließt, und weiter zieht es nun die westliche Abdachung hinunter: Die Berge verschwinden, nur waldbedeckte niedere Hügel erblickt das Auge noch. Endlich hören auch die Hügel auf und der Zug erreicht die californische Ebene. Noch trennen uns fast 100 Meilen von San Francisco. Aber weit in fabelhafter Ferne liegen die Rocky Mountains in ihrer unfruchtbaren Starrheit, liegt die amerikanische Wüste und ihre melancholische Oede — liegt auch das Schneegebirge, unter dessen eisigen Winden wir vor uns ein offenes lachendes Land erblicken. Ueber uns wölbt sich jetzt blauer wolkenloser Himmel und milde Luft strömt uns entgegen. Keine italienische Reminiscenz, die diesen Anblick überträfe! Porta Costa ist die letzte Station, und der ganze Zug kommt jetzt auf eine Fähre mit einem Geleise, das durch

Dampfkraft mit dem Bahngeleise des festen Landes auf gleiche Höhe gehoben wird; eine frappirend großartige Erfindung. Die Pacificbahn hat wieder ihre Schuldigkeit gethan, den Lauf vollendet, durch den sie — eine Pulsader des Welthandels, — die entferntesten Theile der Erdkugel verbindet. Bis in unabsehbare Fernen erglänzt drüben des Oceans sonnige Fläche. Wir aber steigen schnell zu Schiff, und durch das wundervolle „goldene Thor" tragen uns die Fluthen des Pacific nach dem märchenumwobenen San Francisco.

Die Stadt breitet sich mächtig auf sieben Hügeln aus, der alten Roma gleich. Palast reiht sich an Palast. Die Bauten aber sind meist in Holz ausgeführt, weil Steinbauten bei den häufigen Erderschütterungen gefährlich sind. Es wird ein röthliches, sehr elastisches Holz dazu verwendet, das schwer brennt und sich für Architekturzwecke besonders eignet. Das Ende einer Straße bietet, aus der Ferne betrachtet, dem Auge oft eine so steile Perspective, daß man meint, die Höhe könne nimmer erstiegen werden. Der Dampfomnibus aber vermittelt geräuschlos den Verkehr bergauf, bergab. An unterirdisch laufendem Drahtseil festgehalten,

durchmessen die Wagen ruhig und gemüthlich die Stadt nach allen Richtungen, denn das System der Drahtseilbahnen, das bei uns nur für Gebirgsbahnen in Anwendung kommt, ist hier von amerikanischem Unternehmungsgeist dem täglichen Verkehr einer Weltstadt dienstbar gemacht. Der Blick auf die Stadt von einer der Höhen aus, vom Telegraphenhügel oder der California- und Taylorstraße, ist großartig schön. Ein schier unermeßliches Chaos von Bauten deckt das Erdreich. Mächtige Paläste, die ganze Straßenviertel einnehmen, ragen daraus hervor; dann wieder eine lange Zeile eng aneinander geschmiegter schmaler Häuser; dazwischen herrliche Gartenanlagen, — eine tropische Flora. Und darüber hinaus der gewaltige Mastenwald, der im Schutz der blauen Bai auf und ab treibt, des Hafens ungeheurer Weltverkehr, der nimmer ruht und rastet; in der Ferne der Saum sanft geschwungener Berge. Es ist ein Bild von auserlesener Pracht, dem sich nur wenig in Europa an die Seite zu stellen vermag. Vielleicht erinnert es den Beschauer an Palermo's Farbenschimmer, vielleicht auch an Christiania's hoheitsvolle Schönheit. Doch bleibt des Eigenartigen und ganz Unvergleichlichen noch eine reiche Fülle.

Californien ist unter den Staaten der Union das eigentliche Neu-Land (New country) und San Francisco unter allen Städten der Union vielleicht die neueste. Was dem Reichthum an modernem Fortschritt, Ausstattung und Einrichtung nur irgend zugänglich ist, und was er an behaglicher Eleganz und solidem Comfort, zugleich auch an geschmackvollster Aeußerlichkeit der Dinge sich anzueignen vermag, das kommt in San Francisco glänzend zur Erscheinung. Wahrlich, man begreift und würdigt vollkommen den Particularismus der Bewohner Californiens, denen die alte Bärenflagge ein ebenso edles Emblem ist wie das „Sternenbanner“ . . .

Von der Stunde an, da ich den Fuß auf californischen Boden setzte, gelang mir Alles ohne jedwede trübende Erfahrung, und ein wesentlicher Factor zu dem schönen Gelingen wurde mir die Verbindung mit dem Baldwin-Theater, in dessen Räumen Frau Ottilie Genee waltete. Ihre Theaterleitung ist eine wahrhaft musterhafte. Die Gesellschaft unterstützte mich in trefflichster Weise. Nichts von Unzufriedenheit und Mißgunst auf den Proben, keine störende Zwischenfälle, die dem Künstler Abends die Stimmung verderben; immer der Einsatz besten

Willens und voller Kraft. Doch nicht vor das enge Guckloch des Theatervorhangs will ich Sie heute führen, verehrte Freundin! Mich trieb es, Ihnen die großartigen Naturbilder zu entrollen, in die ich bei der Einfahrt in das Wunderland staunend hineingeblickt habe. Die Erinnerung an ihren Zauber hält mich noch heute gefangen, und glauben Sie mir, auf diesem Märchenboden empfand ich es tiefer als je, daß es nach ernster mühsalreicher Arbeit keinen höheren Preis giebt, als unter den Wundern der Natur in schwelgerischer Rast ausruhen zu dürfen und mit ihrer Größe stille Zwiesprache zu halten.

Ihr

Friedrich Haase.

VII.

Bei den Chinesen.

Sie fordern mich auf, verehrte Freundin, Ihnen auch in das Chinesenviertel von San Francisco einen flüchtigen Einblick zu eröffnen. Gut denn! Mit frischem Muth vorwärts und ohne Furcht, denn wir sind unter polizeilicher Begleitung . . .

Durchwandert der Fremde das Chinesenviertel (die Amerikaner nennen's Chinesenstadt, „China-town") so merkt er freilich auf den ersten Blick von dem Schmutz und der moralischen Verkommenheit, die dort in dumpfer Enge sich verbergen, nicht eben viel. Ein originelles Gepräge haftet dem Ganzen an. Die Duprutstraße, die lange, schmale Jacksonstraße und die berüchtigte St. Lewis Alley (für einen Heiligen allerdings ein wunderlicher Aufenthalt) sind in ihrer Fremdartigkeit für das Auge des Europäers interessant genug. Schmale, himmelanstrebende Häuser, vom untersten Kellerraum bis zur luftigen Galerie, die über den Dächern in

äußerster Höhe schwebt, dicht bewohnt von Schaaren arbeitenden oder auch faullenzenden Volkes; die Wände mit Geschäftsanzeigen in chinesischen Lettern beschmiert; hier eine vorspringende Galerie, dort ein schief überhängendes Dach, und über den höchsten menschlichen Wohnungen immer noch ein Gärtchen, noch eine improvisirte Trockenanstalt; dazwischen ein rastloses Treiben in den engen holzgepflasterten Gassen; eine zahllose Menge von bezopften Arbeitern, die Pfeifen rauchend und mit Regenschirmen bewaffnet, in den wunderlichsten Lauten redend, sich unaufhörlich vorwärts schiebt — das sind die Bilder, die uns im Vorüberschreiten fesseln. Aber längeres Verweilen unter dem Volke soll gefährlich sein. Treten wir also zunächst einmal, meine Liebe, bei dem Chefredacteur einer der beiden chinesischen Zeitungen ein.

Auf der ziemlich primitiven Treppe eines Hauses der Washingtonstraße, das die Nummer 800 trägt, steigen wir hinab zu einem moderduftenden halbverfaulten Raum, dem Redactionszimmer. Der Eigenthümer dieses Raumes und der Zeitung, die in demselben zu Stande kommt (von „Erscheinen" zu sprechen wäre Euphemismus), ist gleichzeitig Redacteur, Berichter-

statter, Schriftsetzer, Drucker, Buchhalter, Hausknecht und Preßbengel, mit einem Worte eines der vielseitigsten Menschenkinder. Am alten wackligen Tisch hockt er und malt mit einem Pinsel voll schwarzer Tusche auf ein Stück Papier allerlei kabbalistische Figuren. Es sind chinesische Schriftzeichen, die in vertikaler Reihenfolge einen langen Streifen Papier bedecken; vielleicht der Leitartikel für die nächste Nummer! Um seine Personalien befragt, erklärt „Yen Yenn," der Besitzer der Orientalzeitung, er sei fünfzig Jahre alt und in Californien geboren, wo er vor nunmehr sechs Jahren dies Zeitungsunternehmen „gründete". Von den 35,000 Charakteren der chinesischen Sprache mußte er zugestehen, „nur" 8000 zu kennen, doch genüge ihm diese „geringe" Anzahl einigermaßen, sich verständlich zu machen . . . Beneidenswerth einfache Schriftsprache, für die man nur die Kleinigkeit von 8000 Schriftzeichen zu lernen nöthig hat!

Yenn's Zeitung ist eine Wochenschrift und hat einen Umsatz von etwa Tausend Copien, von denen einige auch nach China versandt werden. Der Abonnementspreis ist pro Jahr 5 Dollars (21 Mark), einzelne Nummern kauft man für 10 Cents (40 Pfennig). Einen großen

Theil seines Lesestoffes entnimmt Yen Yenn chinesischen Blättern. Was in den amerikanischen Zeitungen, deutsch wie englisch, für seine Leser von Bedeutung ist, wird ihm durch einen Freund vermittelt, der beide Sprachen nothdürftig versteht. Uebrigens scheinen die Chinesen, den Franzosen ähnlich, für fremde Sprachen kein besonderes Ohr zu haben: Von den 40—50,000 Chinesen, welche allein die Stadt San Francisco aufzuweisen hat, sind ihrer kaum 500 des Englischen mächtig, und nicht viel mehr als 20 in kümmerlicher Weise auch des Deutschen. Aber ich habe unter diesen bezopften Bürgern des Reichs der Mitte doch zwei herausgefunden, die ein ganz leidliches .... Hamburger Plattdeutsch sprachen. Yen Yenn zeigte uns eine Nummer seines Blattes: Es enthielt in einem Format von 14—20 Zoll auf vier Seiten je fünf Spalten Lesestoff. Auf der ersten Seite prangt an der Spitze des Blattes der Name „Wih Kin", durch fünf Charaktere ausgedrückt, die von links nach rechts in horizontaler Linie gelesen werden. Rechts vom Titel finden wir die Notiz, daß dies Blatt im vierten Monat des siebenten Jahres der Regierung Kaiser „Owang Lis" erscheint, welche Notiz wir in vertikaler Linie

von oben nach unten zu lesen haben, ebenso wie jene andere, die links vom Titel den Prospect enthält. Sie sehen, liebe Freundin, immer vertikal oder horizontal, nichts einfacher als das! Auf der zweiten Seite steht dann der Leitartikel und Neuigkeiten aus Canton, Peking und anderen bedeutenden chinesischen Plätzen. Ob diese aber horizontal oder vertikal gelesen werden, hab' ich mir leider nicht gemerkt. Bis vor zwei Jahren etwa bildete in diesem Redactionsbureau das Setzerzimmer und die Druckerei, das Redactionslocal, Empfangszimmer, Küche und Schlafzimmer unseres Freundes Yen Yenn einen einzigen ungetheilten Raum von ungefähr 12—15 Fuß. Seit Erweiterung des Geschäfts (?!) theilen nun Bretterwände den Raum in drei Gemächer, von denen eines dem persönlichen Gebrauch Yen Yenn's vorbehalten ist, während das zweite sein Geschäfts- und Redactionslocal vorstellt, und in dem dritten die Druckerei mit Zubehör untergebracht ist. Yen Yenn verstattete uns einen flüchtigen Einblick auch in dieses Sanctuarium. Ein viereckiger Stein mit glattpolirter Oberfläche und eine Platte von dickem Leder, die mittelst Schraube oder Rad fest auf den Stein gedrückt und wieder von demselben abge-

hoben wird, das ist die ganze Presse. Ein Blatt Papier von dem Format der Zeitung, auf welchem Alles steht, was zwei von den vier Seiten der Zeitung ausfüllen soll, wird zunächst auf den Stein gelegt und abgeklatscht. Ein zweiter, unbeschriebener Bogen Papier wird dann in den Lederrahmen gespannt und auf den Stein geschraubt, von dem er nun den Abklatsch abnimmt; nach Anfeuchtung des Steines erfolgt ein zweiter Abdruck und wieder einer, und so fort, bis die gewünschte Zahl von Exemplaren hergestellt ist. Yenn behauptete, daß seine Druckerschwärze 2—3000 Abdrücke nach einander gestatte. Man sieht, es ist ein Verfahren, das dem Lithographiren ähnlich ist. Zur Herstellung einer vollständigen Auflage braucht allerdings Yen Yenn zwei ganze Tage, jeden Tag zu zehn Arbeitsstunden gerechnet!

Es giebt nun außer diesem Blatt noch eine zweite chinesische Zeitung in San Francisco, „Tong Fan San Bo“, „Chinese English Newspaper“ betitelt. Aber ich erlasse Ihnen die Bekanntschaft ihres Redacteurs, liebe Freundin, und führe Sie jetzt zunächst in den Buddhisten-Tempel, in welchem die Chinesen ihre Andacht verrichten.

Der Eindruck, den ein buddhistischer Tempel auf den Fremden macht, ist nicht unsympathisch. Er enthält verschiedene Altäre, auf deren größtem, mittlerem, die drei Buddhas — der vergangene, gegenwärtige und zukünftige Gott — von langen, buntverzierten Gewändern umhüllt, in feierlicher Attitude sitzen. Ihnen zu Ehren werden Rauchopfer dargebracht, zu denen die erforderlichen Requisiten, einer Kamin-Garnitur nicht unähnlich — Kerzen auf Kandelabern und Blumen in prächtigen Vasen — auf einem Tisch im Vordergrund aufgestellt sind; „josstick" heißen die Kerzen, die langsam glimmen und aus einer Mischung von Gummi mit Spähnen stark duftender Hölzer bestehen. Tafeln mit chinesischen Moralvorschriften sind überall längs der Wände, am Plafond über der Eingangsthüre angebracht. Eine große Glocke auf leiterförmiger Estrade wird in Bewegung gesetzt, wenn Personen von Bedeutung in den Tempel eintreten. Das Volk liegt anbetend am Boden und murmelt Gebete, in denen das Wort Buddha tausendfältig wiederkehrt. Bei großen Festen, zu Neujahr z. B., erhöhen die dröhnenden Schläge einer Art von Tamtam, das einen wahren Höllenlärm verursacht, in recht zweifelhafter Weise die Feier-

lichkeit chinesischer Andachtsübungen. Unser Freund, der Polizeimann, bezeichnete es als eine für die Polizisten höchst unbequeme „nuisance“, daß kranke Chinesen, die von den Aerzten aufgegeben werden, oft in den Tempel geschleppt werden, um dort zu sterben. So werden nicht selten Blatternkranke in den letzten Stadien der Auflösung dort vorgefunden, und es bleibt dann meist Sache der Polizei, die Sterbenden wieder fortzuschaffen, weil die Angehörigen der Sterbenden zu ermitteln fast nie gelingt ...

Und nun weiter, verehrte Freundin, unter sicherer Bedeckung in's chinesische Theater! ... Wir treten in ein Haus, das den stolzen Namen führt: „Ton Son Fung“ („Theater des erlauchten Landes“). Es ist schmutzig und schlecht erleuchtet. Fünfzehn Stufen geht's hinauf, dann starren kahle leere Wände uns unfreundlich an: Kein Ornament, kein Farbenschimmer im ganzen Raum, der wohl 500 Personen faßt. Die Bühne, wenn man das Emporium ohne Coulissen und Vorhang, mit zwei Thüren in der Steinwand, überhaupt so nennen mag, ist unglaublich niedrig. Von irgend welchen Decorationen keine Spur! Dieselben nackten, weißgetünchten Wände, wie im Zuschauerraum. Alles öde und stimmungs-

los. Um vier Uhr Nachmittags beginnt die Vorstellung, eingeleitet von einer wahrhaft nervenerschütternden infernalischen Musik, die ein aus sieben Personen bestehendes „Orchester" vollführt. Pfeifen, Trommeln, und wieder das entsetzliche Tamtam, überbieten einander im Lärmen und Getöse. Das Hikry, eine Art massive Holzpauke, mit aufgespannter Thierhaut, die mit Elfenbeinstäben bearbeitet wird, Triangel und fagottartige Instrumente, sowie eine auffallend langhalsige Guitarre, vervollständigen das diabolische Concert, welches fünfzig Schritt auf der Straße noch zu hören ist.

Das zur Darstellung kommende Stück, das acht volle Stunden dauern soll, (Sie haben doch nichts dagegen, Verehrteste, wenn wir etwas vor dem Schluß aufbrechen?) feiert den Frühling: „Sik Fa Yuen Low", zu deutsch: „das Wiederauferstehen der Blumenkönigin".

Den Gang der Handlung Ihnen zu verdolmetschen, bin ich leider außer Stande. Die Costüme der Schauspieler aber erschienen mir prächtig genug, um so prächtiger, weil die ganze Scenerie, armselig und dürftig, auf's Grellste davon abstach. Sollte ein Berg markirt werden, so kletterten die Acteurs auf einen Haufen Tische

und Stühle, die zu diesem Zwecke vor den Augen des Publicums übereinander gestülpt wurden; in diesem Stil bewegte sich die ganze übrige Ausstattung. Jeder Schauspieler spielte mehr als eine Rolle; oft verschwanden sie in einem unscheinbaren Costüm, um in reichsten seidenen Gewändern wieder zu erscheinen, und umgekehrt. Auch die Frauenrollen wurden von Männern dargestellt, da die chinesische Bühne Schauspielerinnen nicht kennt. Wie es mich bedünken wollte, zankten sich zwei Königinnen um ein Landesgebiet. Als nun die Eine über die Andere den Sieg davon getragen zu haben schien, schlug sie drei virtuose Purzelbäume und verschwand unter großem Beifallsgetöse, in das sämmtliche Instrumente tumultuarisch einfielen. Und dies geschah im Mai des Jahres 1882!

Recht unterhaltend ist ein Blick „hinter die Coulissen“, wohlverstanden — immer den Polizeimann zur Seite. In unmittelbarer Nähe der Bühne liegen die Garderoben, die den Darstellern auch außer der Theaterzeit als Wohnung dienen. Hier wird während der Vorstellung gekocht, gegessen und geschlafen, mit einem Worte: alle intimsten Seiten des Privatlebens entfalten sich dort in umfassendster, ungenirtester

Weise. Hier liegt man auch der Nebenbeschäftigung des Waschens und Kochens ob; denn die Kunst wird schlecht bezahlt unter den Chinesen, und das Honorar von ein bis zwei Dollars — gleich acht Mark — die jeder von den „neunzig" angestellten „Künstlern" pro Tag erhält, machen rentablen Nebenerwerb unerläßlich. Die Vorstellungen dauern gewöhnlich von Nachmittags bis zwölf Uhr Nachts. — In festlichen Zeiten jedoch, wie z. B. zu Neujahr, das volle vier Wochen lang gefeiert wird, schließt man das Theater überhaupt gar nicht, und die Vorstellungen werden, mit wechselndem Personal natürlich, Tag und Nacht ununterbrochen fortgesetzt. Der officielle Eintrittspreis beträgt 50 Cents, gleich zwei Mark. Ist starke Nachfrage nach Billets, so wird der Preis bis zum Schluß der Vorstellung beibehalten, andernfalls läßt die Direction nach ein bis zwei Stunden eine Ermäßigung desselben auf 35 Cents eintreten. Und wollen sich auch um diesen Preis noch keine Verehrer der künstlerischen Muse finden, so wird derselbe abermals, bis auf 25 Cents, bisweilen, nach zehn Uhr Abends, gar bis auf 10 Cents herabgesetzt. Aehnlich erlebte ich es in Paris, daß man mir für einen Sitz im Odeon, wo ein neues Aus-

stattungsstück großen Zulauf hatte, einige Francs über die gewöhnliche Taxe an der Kasse berechnete, und ich, nach dem Grunde fragend, zur Antwort erhielt: „Que voulez-vous? C'est le succès!“

„Einfach und vernünftig!“ dachte ich bei mir. . . . Und so sehen Sie, daß man auch von den Chinesen noch in theatralibus etwas lernen kann!

Ihr

Friedrich Haase.

VIII.

Yo Semite Thal.

„Yo Semite“ ist ein Platz zu froher Rast. Weltverloren und unbekannt lag es fern ab von den Adern des Verkehrs, bis eine Schaar von spanischer Volunteros, Indianergebiet durchstreifend, vor nun dreißig Jahren es entdeckte.

„Yo-Ham-i-te“ oder „Yo Semite“ nannte sich der Stamm, der dort ansässig war, den man vertrieb, der ausgerottet wurde, bis auf den Namen, den man dem stillen Thale ließ, das nun das Ziel der Wanderung von Tausenden geworden.

Es giebt der Wege mehr als einen, die zu ihm führen. Wer es als Mountainer aufsucht, wer den Mustang besteigt mit dem mexikanischen Sattel, und den hölzernen Steigbügeln, die Flinte neben sich und das Packpferd zur Seite, das Lebensmittel und Decken zum Bivouakiren trägt, der mag wohl der Gebirgsschönheiten Fülle am unverfälschtesten genießen. Aber auch für den, der solchen Unternehmens unkundig,

auf Bergfahrt und Fußwanderung sich beschränken muß, giebt es der Pfade manche und des Schönen viel.

Von Mariposa aus führt uns anmuthiges Hügelland, mit Fichten reich bestanden — fast im Character unserer deutschen Schwarzwaldhöhen — leise bergan. Auf der Wasserscheide des Gebirgs entlang, schon 3000 Fuß hoch, erreichen wir inmitten herrlicher Waldungen Clark Ranch, am Südarm des Mercedflusses. Nicht allzufern ist eine Gruppe jener Riesenbäume, die 300 Fuß hoch, und von denen Hunderte bei einanderstehen. „Mammuthbäume" hat man sie genannt, bis die Gelehrten einen neuen Terminus fanden, nun heißen sie: „Sequoia gigantea."

Wird solch ein Baum gefällt, so zählt man wohl am Stumpf des Riesen — sein Alter zu erforschen — der Ringe Zahl. Bis zu 3000 hat man da oft gezählt, also 3000 Jahre lang hat solch ein Urwaldbaum der Zeiten Sturm getrotzt.

Wir brechen auf und steigen immer höher bis zu 7000 Fuß. Bald am Rande steiler Abhänge, bald auf ebenem Plateau, das sumpfige Wiesen decken: so gehts dem „Adler Creek" nach

bis zu seinen Quellen. Kleine Hütten, in denen Hirten hausen, sind die einzigen Zeichen menschlicher Ansiedelung, denen man begegnet. — In nebelhafter Ferne sehen wir der Sierra schneebedeckte Kämme leuchten.

So stehen wir am Südrand des Yo Semite Thals. Von vorspringendem Felsblock aus „Inspiration Point" genannt — wir kommen schon wieder in das Sensationsgebiet, liebe Freundin —, schauen wir hinab in diese Welt im Kleinen, an derem Eingang mächtige Bergkegel Wache halten, die steile Felswände schützend umragen, in deren Gründen ein Silberband, der klare Mercedfluß heimlich seines Weges zieht. Zwischen prachtvollen Eichen und Tannen hindurch, an gewaltigen Granitfelsblöcken vorüber, geht seine Bahn. Und über ihm, um uns, unter uns und rechts und links und aller Orten rauschen und stürzen und säuseln und wehen die Wasserbäche, die von den Bergen sich ergießen ohne Rast und Ruh! — Wir stehen 3000 Fuß hoch über der Thalsohle. — Ein schmaler steiler Weg führt hinab in dasselbe. Köstliche Landschaftbilder ziehen in raschem Wechsel an uns vorüber. Halbwegs ragt eine colossale „Zuckerfichte" in die Luft! Blitz oder

Feuer höhlten sie aus, so diente sie lange einem Einsiedler als Klause und heißt nun „Hermitage.“ An der Thalsohle rechts und links die beiden Riesen aus Granit: „El Capitan“ und „Kathedral Rock;“ der eine in steiler Felswand jäh emporsteigend, der andere voller Klippen und Spitzen, und Risse und Klüfte; dazwischen wieder Laubholz und Nadelbäume; Alles köstlich grün, und allüberall ungeheuere Steintrümmer, die Ueberreste früherer, längst verschwundener Formationen. Von des Felsenthors Höhe aber — 940 Fuß hoch — rauscht in wallender Fluth der Wasserfall hernieder, den sie „Bridal Veil“ (Brautschleier), nennen. Den Indianern bedeutet er „Windstoß“ (Pohono); — das ist der Eingang in's „Yo Semite Thal.“

Man könnte meinen, der Schönheit Fülle wäre nun erschöpft mit diesem überwältigenden Anblick. Aber des Zaubers ist kein Ende. Gleich hinter der Felswand des „Capitan“ ein anderer Wasserfall — „Virgin's Jones“, — der eine tiefe Bergschlucht über 1000 Fuß hinabstürzt. Links liegen die „drei Brüder,“ deren mannigfache Verschiebungen im Vorwärtsschreiten immer neue reizvolle Bilder gewähren. Es sind drei Felsgipfel, die aus mächtigem waldbewachsenem

Bergkamme emporragen, zum Thale geneigt, als wollten sie hinunterstürzen; so halten sie 4000 Fuß hoch über der Thalsohle ihre majestätische Wacht.

Sie gehen mit uns, wenn wir in's Thal hineinwandern, in immer anderer überraschender Gestaltung, bis auf jener Seite „Sentinel Peak" erscheint, gleich einem Obelisken mit Wänden, die völlig senkrecht abfallen, ihm zu Füßen die herrlichsten Baumgruppen, Fichten von auserlesener Pracht, gegenüber der „Yo Semite Fall."

Es ist mir immer als die höchste Art von irdischem Genuß erschienen, in schöner, erhebender Natur, die der Alltags-Wanderer oft in stürmischer Hast und nur vorübergehend streift, manch gute Stunde in andächtiger Sammlung still zu rasten. Wer flüchtigen Fußes immer weiter eilt, der nascht wohl von den Gaben der Natur, aber er kostet sie nicht aus. Dasselbe Bild in immer neuem wechselreichen Farbenglanz erstrahlen sehen — das ist der Zauber höchster.

Hier im Herzen des Thales ist gut weilen; Blockhäuser, die sich gefällig und anspruchslos an die steile Berglehne schmiegen, in hoher Bäume Schutz geborgen, und in den klaren Fluthen des vorüberhastenden Mercedflusses

freundlich sich wiederspiegelnd: dies ist freundlichste Zuflucht für die Zeit der Ruhe. Hier vernimmt unser Ohr bald mächtig brausend, bald in leisen Klagetönen des gewaltigen Wassersturzes Stimme, der von der Zinne der Felswand unabläßig niederrauscht.

Nicht in ungeheurem breiten Wogenschwall, wie der Niagara, stürzt der Yo Semite sich in's Thal. Aber aus schwindelnder Höhe, mehr als 2500 Fuß hoch, in drei Abstürzen, deren oberster allein 1500 Fuß mißt, strömt er herab. In heiterem Sonnenglanze leuchten die staubverwehten Tropfen, Funken gleich in tausend Farbenprismen, ein wolkenloser Himmel wölbt sich tiefblau über uns, durchsichtiger Aether, der Berge Grenzen scharf umziehend, umfängt das All, und in das leise Rauschen, das Weben und Wehen des fallenden Wasserstrahles tönt tosend und drohend, nur das rollende Gestein, der stolze Baumstamm und der wuchtige Felsblock, den er im Fallen mit sich reißt, und den er — losgebrochen und wurzellos nun donnernd in die Tiefe schleudert.

Spät Abends aber, nach erloschener Sonne Glanz, übergießt der Sterne Heer mit sanftem Schein die fallenden Wasser; oder des Mondes

bleiches Licht mit seinen Silberfäden wandelt das magische Bild zu einem ewig unvergeßlichen.

Beim Tagesgrauen, wenn leise Dämmerung noch über'm Thal und auf den Bergen liegt, führt uns des Flusses freundliches Geleit zu neuer Umschau. Da steht ein ander Blockhaus, nicht weit vom Fuße des „Sentinel Peak" und rings von hübscher Anpflanzung umgeben, die Heimath eines Deutschen, der auch dem Wanderer Herberge giebt, und der das ganze Jahr, Winter wie Sommer, in Thaleseinsamkeit verlebt. Und auf und ab, und wieder aufwärts geht die Wanderung bis in das Reich der Gletscher, wo zuerst aus schmaler Felsenspalte die Wasserbäche sich an's Licht des Tages drängen, dann von Fels zu Felsen hüpfen, bis sie den Weg in's Thal, das Ziel des Wanderns, finden.

Zum stolzen „Cap der Freiheit" schaut das Auge nun hinauf, wo die Sonne die weiße Krone schon hinweggeschmolzen hat und nur des Berg's granitene Kuppel uns noch in düsterer lapidarer Schöne entgegenstarrt.

Zwei Meilen weiter östlich theilt sich des Thales Breite in drei Schluchten. Gigantische Felsmassen bilden den Ausgangspunkt für alle drei. „Half Dome", „North Dome", sind Kuppeln

von unvergleichlicher Majestät, „Washington Columne" und „Royal Arches", Felsfiguren von groteskester Gestalt. Die südliche Schlucht wird in ihrer großartigen Wildheit von zwei prachtvollen Wasserfällen belebt, dem „Vernal"- und „Nevadafall." Die nördliche birgt ein Juwel, den „Mirrer Lake", ein stilles Wasser, das crystallklar, wie das Auge eines Kindes auf all das Hohe schaut, das es umgiebt.

Noch mancherlei des unbeschreiblich Interessanten giebt es in der Nähe des Yo Semite, das immer neue Reize bietet, wenn man es durch verschiedene Zugänge aufsucht. So kann man von Merced aus über „Dudleys Mühle", die man in comfortabelen kleinen Berggefährten erreicht, nach „Gentrys" gehen und dort vom Gipfel der Bergkette aus in's Thal hinuntersteigen. Auf diesem Wege findet man die merkwürdige „Bayers Höhle", oder man geht über „Stockton" und „Milton" nach „Murphys Camp" in „Kalaveras County" und sucht die „Big Troes" auf, eine Gruppe von Riesenbäumen, die jene von Mariposa an Größe und Schönheit fast noch überbieten. Sie tragen die wunderlichsten Namen, wie: „Waldesmutter" und „Vater des Waldes", letzterer liegt bereits

am Boden hingestreckt und maß 435 Fuß, also höher als wie der Dom von Köln und die egyptischen Pyramiden. Zwei andere, die sich an einander lehnen, heißen „Husband und Wife“ (Mann und Frau). Da giebt's auch „Eremiten“, „alte Jungfrauen“ und „Junggesellen“, „Siamesische Zwillinge“, „Mutter und Sohn“, „drei Schwestern“, „Onkel Tom's Hütte“, und einen „Stolz des Waldes.“ Sie alle sind zwischen 2 und 300 Fuß hoch, haben einen Umfang von 50 bis 100 Fuß und einen Durchmesser von 20 bis 30 Fuß. Also Baumriesen in der That.

Auch merkwürdige Höhlen und überirdische Tunnel, überwölbte Brücken, welche die Natur schuf, sind die Zielpunkte von Ausflügen. Sie erfreuen sich gleichfalls der sonderbarsten Namen. Da ist — nicht allzuweit von „Murphy's Camp“, einem kleinen Minenorte — eine unterirdische „Rathskammer“, in dunkelfarbigem Felsgestein, eine „Kathedrale“ und ein „Cataract“ mit den seltsamsten Tropfsteinbildungen, ein „Bischofspalast“ mit hoher Felsstatue, eine „Brautkammer“ aus schimmernd weißem Feldspath, und eine „Musikhalle“ mit zahllosen, gleich Orgelpfeifen herabhängenden Crystallen.

All' das ist sehenswerth; aber es fesselt

nicht die Seele, wie jenes Thales Stille und gewaltige Schönheit. Und wer immer die Reize schildern will von Californiens Alpenwelt, der denkt zuerst doch nur an das „Yo Semite Thal!"

Kehrt man zurück aus Waldeseinsamkeit in das Gewühl der Städte, so steigt man wohl, um Land und Leute kennen zu lernen, auf dem Heimweg einmal in eine „stage", die Californische Postkutsche. Eine Menge von Passagieren und ganze Hügel von Gepäck harren der Beförderung. Nur neun Personen haben im Innern des Wagens Platz, zwei neben dem Kutscher, der Rest — ihrer zehn bis zwölf — werden auf dem Verdeck untergebracht, wo sie an fester Eisenstange sich krampfhaft anklammern, um von ihrem schwankenden Sitz nicht herab zu fliegen.

„John Chinaman", der Schlaue, erwischt meistens den besten Platz; begehrt aber eine „Lady" den Platz des Langzopfes, so spedirt man diesen ohne jedwedes Federlesen nach der oberen Etage, denn gegen Damen ist man durch ganz Amerika äußerst höflich. Ich glaube, daß dieser charakteristische Zug, der sich durch die ganze Nation zieht, aus bösem Gewissen entspringen mag — ich sage „mag", denn ich will

mich mit den Amerikanern nicht „anlegen", wie wir zu Lande sagen.

„All on board for Copperopolis" — so ruft der Kutscher mit lauter Stimme: „all set" — lautet die Antwort. Und fort geht es mit Windeseile.

Ach, viel zu schnell, denn wir werden sie nie, nie wiederschauen, die Wunder dieser erhabenen Märchenwelt.

In der Tiefe dankbarer Erinnerungen aber werden sie ewig fortleben, die schönsten Stunden, in denen wir schwelgten unter den Zauber des Yo Semite Thales!

Schon taucht die holländische Küste am Horizont auf, schon blinken weiße Segel kleiner Boote. Die Zeit ist gemessen. — farewell — for ever?

Yours!

Friedrich Haase.

IX.

Amerikanische Journalisten.

Ich wäre der Undankbarsten Einer, theure Freundin, ließe ich in diesen freimüthigen Bekenntnissen den Antheil unerwähnt, den Kritiker und Presse an den Erfolgen hatten, die das Publikum Amerika's in Ost und West mir bereitete. Die Presse ist dort eine Macht noch mehr als anderswo, Auge und Ohr der Menge ist auf sie gerichtet. Man glaubt blind an das, was sie auf den Schild hebt, und man tritt in den Staub, was von ihr geringgeschätzt wird. Auch erfreuen sich, wie Sie wissen, die großen amerikanischen Journale — deutsch wie englisch — seit Langem eines Weltrufes, der durch die Mannigfaltigkeit der Gebiete, die sie beherrschen, durch die Gediegenheit ihres Urtheils, wie der Anschauungen und Gesichtspunkte, die sie vertreten, durch die Tüchtigkeit ihrer Redaction in jedem Sinne wohlverdient ist. Und allen Zeitungen wie Zeitschriften — englischen wie deutschen — bin ich zu gleichem Dank verpflichtet.

Die kritische Beschäftigung erscheint den Herren von der Feder drüben viel mehr im Licht der Unterhaltung, des Vergnügens, als bei uns. In Deutschland wird es bisweilen als lästige Pflicht empfunden, nicht selten auch ausgesprochen, daß über ein altes Stück und einen neuen Schauspieler, oder über einen alten Schauspieler und ein neues Stück, oder über lauter Neues oder lauter Altes nun immer wieder eingehend und sachgemäß berichtet werden soll. Schon der Theaterbesuch an und für sich — wenn's besonders warm oder auffallend kalt ist, wenn das Theater von der Wohnung des Kritikers sehr entfernt liegt, oder derselbe gewohnt ist, früh zur Nacht zu essen und zeitig schlafen zu gehen — erscheint dem deutschen Kritiker von Beruf nicht selten als ein Opfer, das er dem Künstler persönlich bringt. Er sucht es sich alsdann zu erleichtern, wie er eben kann und vermag. Er nimmt diesen oder jenen Verwandten, am liebsten aber seine Frau mit auf die kritische Wanderung; sie muß ihm Gesellschaft leisten auf langer Fahrt und in anstrengender Sitzung; muß für ihn, oder doch mit ihm sehen und hören, gelegentlich auch wohl beim schriftlichen Bericht ihre berathende Stimme hören lassen. Jedenfalls und unvermeidlich wir-

ken die Eindrücke und Erinnerungen aus zweiter Hand mehr oder weniger bestimmend auf Denjenigen ein, der unter ihrem Einfluß kritisirt. So sind wir hier und da in Deutschland in den Besitz einer Familienkritik gekommen, die ein Unicum in der Welt ist. Ich weiß, daß ich mich vielleicht um den Kopf rede, aber, die Hand auf's Herz — trifft's zu oder nicht — mitunter?

Dergleichen existirt in Amerika nun gar nicht. Der Kritiker thut seine Schuldigkeit mit Lust, Liebe und auffälliger Hingebung, und denkt an nichts weniger dabei als an Aufopferung. Ich fragte einmal einen der Herren, wann denn er und seine Herren Freunde eigentlich schliefen, da doch nach Beendigung der Vorstellung stets noch ein eingehendes Referat geschrieben wird, das schon am andern Morgen — wie es sich ja übrigens auch bei deutschen Blättern immer mehr einbürgert — gedruckt zu lesen?!

„Wann wir schlafen? Am Tage — gelegentlich — wenn Zeit ist", war die Antwort! . . .

Einer der hervorragendsten Journalisten New-Yorks — der Vornehmste vielleicht durch seine Antecedentien, denn er war lange Zeit

Minister — Karl Schurz, ist auch den Deutschen als Befreier Gottfried Kinkel's nicht unbekannt. Er ist Herausgeber der „Evening Post", einer höchst bedeutenden Zeitung in englischer Sprache. Dem Aufenthalt in seinem Hause danke ich die Erinnerungen schöner anregender Stunden. Schurz war vermählt mit einer Tochter des bekannten Stock-Meyer in Hamburg, die ihm liebenswürdige Töchter hinterließ, welche nun in ihres Vaters Hause die Honneurs machen und einen fesselnden Kreis bedeutender Männer, anmuthiger Frauen um sich sammeln. Ich begegnete dort Baron von Wartegg, dem geistvollen Gemahl Minnie Hauck's; auch Udo Brachvogel gehörte zu den Freunden des Hauses. Dieser, ein Verwandter vom Verfasser des „Narciß", hat sich seit vielen Jahren drüben heimisch gemacht, während er auch mit dem alten Vaterland schriftstellerisch eng verbunden blieb. In der Führung des „Belletristischen Journals" bewährt er auserlesenen Geschmack und feinfühliges Urtheil. Der Reclamegeist und Bussineß-Schwindel hat's ihm nicht anzuthun vermocht. Wohlwollend, tactvoll und liebenswürdig schützt und fördert er jedwedes deutsche Interesse.

Noch manch hellklingender deutsche Name ist in den Redactionen deutsch-amerikanischer Zeitungen vertreten: So Dr. Rittig, Feuilleton-Redacteur der „New-Yorker Staatszeitung", ein Mann von umfassendem, äußerst sorgfältig geordnetem akademischen Wissen und enthusiastischer Hingabe für die Bühne, dem ich zu herzlichem Dank verpflichtet bin, und Gestefeld, ein Schwager von Lipperheide in Berlin, welcher der in Chicago erscheinenden „Illinois-Staatszeitung" angehört, die von dem genialen Hermann Raster geführt und geleitet wird; Fachgenossen bezeichnen ihn als die erste journalistische Capacität Amerikas.

Im Verhältniß zur Größe der Städte erschien mir die Anzahl der täglich und periodisch erscheinenden Zeitschriften in San Francisco am stärksten. Diese Stadt ist auch im Besitz eines ganz besonderen literarischen Curiosums: einer hebräischen Zeitung, die zwar nicht in hebräischer Sprache, vielmehr mit abwechselndem deutschen und englischen Text erscheint, aber sich der „hebräische Beobachter" nennt. Es ist die älteste jüdische Zeitung auf der Pacific-Küste, erscheint seit dem Jahre 1856 und wird vortrefflich redigirt.

Unter den Zeitungen in englischer Sprache sind noch hervorragend außer dem großartigen „New-Yorker Herald“ die New-Yorker „Times“, in der ein junger Deutscher, Herr Steinberg, ungemein feinfühlig und geistvoll in knapper, aber stets erschöpfender Weise englisch kritisirt. Den Reigen zu schließen, nenne ich Ihnen noch einen wohlbekannten Namen, den einer Frau, zu deren Vertheidiger (und sie hat deren oft bedurft) Sie sich ehedem im Kampf gegen Vorurtheil und Gehässigkeit mehr als einmal aufgeworfen haben, Helene Rakowicza — Lassalle's Braut, einst Friedmann's Gattin, jetzt die Frau eines russischen sehr liebenswürdigen Schriftstellers Schewitsch! Auf allen Gebieten interessant, ist die schöne Helene der alten Welt nun in der neuen auch noch eine pikante Schriftstellerin geworden; prickelnd und geistvoll übt sie Kritik. Ob der neueste Name, den sie den früheren hinzugefügt, der letzte sein und bleiben werde? Sie weiß es selbst wohl kaum; — doch möchte ich dem genialen Weibe die Einkehr in innere Ordnung von Herzen wünschen, der die äußere sicherlich auf dem Fuße folgen würde.

Wenn Sie sich nun, liebe Freundin —

nach der Zahl der Journale, deren Namen ich Ihnen genannt, und die sich sämmtlich mit der Bühne und deren Vorkommnissen eingehend beschäftigen, die zum großen Theil über die bedeutenderen Erscheinungen derselben umfangreiche Essays bringen — wenn Sie sich danach ein Bild machen wollen von dem, was drüben in theatralibus geschrieben wird, so mögen Sie auch ermessen, was der Einzelne, über den geschrieben wurde, an kritischem Lesestoff zu bewältigen hat! Wahrlich, es giebt ein stattliches Buch ab! Der Einblick in das meine aber wird mich allezeit daran erinnern, wie dankbar ich Denen verpflichtet bleibe, die unwandelbar theilnehmend und verständnißvoll mein künstlerisches Thun gewürdigt. Freilich — ich sehe voraus, daß sie meine ungeschminkten Bekenntnisse über amerikanische Kunstzustände vielleicht mit einem mürrischen Echo beantworten werden, aber der wahrheitsliebende Mensch, der Rechenschaft ablegt vor sich und Anderen, soll doch nichts verhehlen von dem, was die scharfe Geißel des Tadels verdient, darf nicht schweigen über das, was der Erörterung, der Kenntnißnahme der Wohlmeinenden, der Urtheilsfähigen bedarf, und was allen Betheiligten zu erfahren Noth thut und

dadurch von Nutzen wird. Und mein ceterum censeo ist:

So wie die Theaterverhältnisse in Amerika jetzt sind, können und dürfen sie nimmer bleiben! Willkür und frevelhafter Leichtsinn müssen eingedämmt werden, und die Rechtlosigkeit des Einzelnen muß aufhören. Freilich bieten die Verhältnisse auf amerikanischem Boden, wie sie Tag für Tag sich aus dem Chaos neu entwirren, für die Hoffnung baldiger Besserung, schnellen Fortschritts auf dem Gebiet der Künste noch wenig Anhalt. Auch ist ein Hang zum stark Naturalistischen, der jede ideale Höhe, jede moralische Zucht verspottet, in amerikanischer augenblicklicher Gesittung und Durchschnittsintelligenz nur allzusehr begründet. In dem Reclamewesen zeitigt er die üppigsten Blüthen. Der Handwerker, Gevatter Schuster und Schneider führt überall — „mit Paukenschlag und Trompetenklang“ — in ellenlanger Empfehlung seine Künste ein. Ich las die Reclamen-Annonce eines „Fabrikanten von Damen- und Kinder-Schuhen“, die eine vollständige Geschichte des Etablissements von seiner Gründung an enthielt, und die den Gang der ganzen Fabrikation vom Zuschneiden bis zum Knöpfebenähen haarklein und lobpreisend

schilderte. Gleichwerthig steht daneben die Ankündigungsweise theatralischer Darstellungen, wie sie von manchen Managern, von Künstlern selbst geübt wird, und deren sich Jeder auf deutschem Boden schämen würde. Man sieht hinter den marktschreierisch vorgetragenen Tiraden den Harlekin mit Schellen, Kappe und Pritsche, wie er auf Jahrmärkten Propaganda macht!

Aehnlich, herausfordernd wie die Art der Ankündigung, ist die Darstellung selbst: grob, kernig, urwüchsig wohl, aber ganz ungeläutert in einem Style, wie ihn etwa Zola unter den Romanciers vertritt, nur daß das cynische Element bei den Franzosen nach einer anderen Seite gravitirt. Darum haben auch Absurditäten immer so viel Spielraum auf amerikanischem Boden gefunden. Hier beutete Felicita Vestvali das abenteuerliche Project aus, sich in Männerkleider zu stecken, und „Romeo“, „Hamlet“, ich glaube gar, „König Lear“ zu travestiren. Hier sah ich noch mit eigenen Augen, wie eine bedeutende — deutsche — Künstlerin sich herbeiließ (Udo Brachvogel bezeichnete das Unternehmen allerdings als Monstre-Gastspiel) in Lessing's „Emilia Galotti“ an einem Abend die Emilia und Orsina zu spielen! Hier wäre

der Platz auch für das Experiment — und ich würde es unternehmungslustigen Damen als einträgliche Speculation empfehlen — Karl und Franz Moor gleichzeitig vorzuführen. Eine Dame müßte es natürlich sein, sonst wär's ja nichts Absonderliches!

Und auch der guten Freunde hat man ganz zuletzt sich noch recht ernstlich zu erwehren. Ihr blinder Eifer schießt über das Ziel hinaus, sie meinen's gut und thun uns wehe. Nichts widerwärtiger als Verherrlichung auf Kosten Heimgegangener. Muß denn — damit des Lebenden Lorbeer grüne — der Kranz des Todten in Stücke gerissen werden? Ich trage keine Schuld an solcher Glorification, Gott weiß es; denn Sie, Beste, erfuhren öfter, wie scharf ich Selbstkritik übe, wie mich die eigene Prüfung oft bis zum Kleinmuth treibt, und wie ich voller Pietät zum Ruhme echter Künstler emporschaue.

Und mit diesem ehrlichen Bekenntniß lassen Sie mich meine Berichte schließen. Mit dem holländischen Dampfer „Edam“ kehrte ich von meiner Kunstfahrt in's amerikanische Land zurück; am Bord dieses Dampfers begann ich für Sie, verehrte Freundin, diese bunten Aufzeichnungen, und ein Jahr darauf mußte ich in den Blättern

lesen, daß der Dampfer „Edam" bei seiner letzten Amerikafahrt gescheitert und untergegangen ist! . . . Möchte man da nicht mit dem Hofrath Schiller ausrufen:

„Dem Volk kommt weder Wasser bei noch Feuer!"

Ihr

Friedrich Haase.

Inhalt.

Albanus'sche Buchdruckerei (Christian Teich), Dresden.

Im Verlage von **Heinrich Minden**, **Dresden und Leipzig**, erschienen ferner und sind durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Die Einsame.

Zwei Novellen in einer

von

Hans Hopfen.

II. Aufl. 2 Bde. eleg. geh. M. 8.—, eleg. geb. M. 10.—.

Nachstehend einige Urtheile der Presse:

„**Die Einsame**. Zwei Novellen in einer" von Hans Hopfen. Zwei Bände. Dresden und Leipzig. Verlag von Heinrich Minden. Hans Hopfen, der unter den vielen Romanschriftstellern Deutschlands einen unbestrittenen ersten Platz einnimmt, hat auch in dieser zweibändigen Novelle ein seines bewährten Namens würdiges Werk geschaffen. Die Novelle behandelt sowohl die Geschichte einer jungen Frau, wie deren späteres unheilvolles Eingreifen in die Geschicke eines Brautpaares. Hopfen hat in der „Einsamen" einen Charakter geschaffen, der trotz mannigfacher Widersprüche immer wieder ein harmonisches Ganze bildet und trotz seiner Schwächen und Leidenschaften ergreift und fesselt. Auch die anderen, nur die Staffage der Hauptfiguren bildenden Personen sind meisterhaft charakterisirt und das Ganze so geistvoll und spannend erzählt, wie man dies von Hopfen zu erwarten berechtigt ist. (Hamburger Reform.)

Das „Berliner Montagsblatt" sagt in einer ausführlichen Besprechung:

Hopfen'sche Geistesprodukte erheben eben strengere Ansprüche an die Aufmerksamkeit des Kritikers und des Lesers; die reiche Ernte, welche man für Kopf und Herz aus ihnen gewonnen, will eingeheimst und weislich verwerthet sein. Da ist's mit flüchtigem Durchblättern und einem allgemein gehaltenen Urtheil nicht gethan; Hopfen's Muse verlangt und verdient ein liebevolles Verweilen. Was sie hier bietet, ist in Bezug auf den Stoff schlicht und fast knapp; in psychologischer Hinsicht ist's eine Welt. Welche Wahrheit, welches Leben in den Frauengestalten! Hopfen ist recht eigentlich der Sänger der schöneren Hälfte des Menschengeschlechts.

Der neue Ahasver.

Roman aus Jung-Berlin

von

Fritz Mauthner.

II. Aufl., 2 Bde., Preis eleg. geh. M. 8.—, eleg. geb. in 1 Bd. M. 9.20.

Friedrich Spielhagen sagt in einer ausführlichen Besprechung (Westermann'sche Monatshefte, Juni 1881):

„Der neue Ahasver" ist Tendenz-Roman nicht mehr und nicht weniger, als es eben jeder Roman ist, der aus der unmittelbaren Gegenwart seinen Stoff nimmt.

Das ist kein geringes Lob, wenn man bedenkt, daß der Autor sich die ohnehin nicht leichte Aufgabe so schwer gemacht hat, als man sie möglicherweise machen kann. Weit entfernt, die friedlicheren Partien des Lebens aufzusuchen, die es denn doch, Gott sei Dank, auch noch heutzutage giebt, springt er mit beiden Füßen in das Gewühl des erbittertsten Kampfes, müht er sich ab an der Klarstellung und Lösung der leidigsten aller Fragen: der sogenannten Judenfrage. Er mißt dabei beiden Theilen Sonne und Wind so gleichmäßig zu, daß wir sehr begreiflich finden, was er in der Vorrede versichert, er habe bereits während des Erscheinens des Romans in den Feuilletons der Zeitungen den Zorn der Extremen hüben und drüben auf sich geladen: sowohl „des Pöbels höherer und niederer Stände, der sein Gift gegen den jüdischen Stamm verschwendet, als derjenigen Juden, die so wahnsinnig sind, mitten im Herzen Deutschlands eine orientalische Enclave bilden zu wollen." Es gehört nicht nur eine muthige, sondern auch geschickte Hand dazu, einen so heiklen Stoff zu ergreifen und ihn, Alles in Allem, in einer durchaus übersichtlichen Fabel zu formen, so daß innerhalb derselben so ziemlich sämmtliche Hauptseiten des Themas durch das Dasein und den Kontakt der in die Fabel verflochtenen repräsentativen Menschen auf ungezwungene, ja nothwendige Weise zum Ausdruck und Austrag kommen.

Numa Roumestan.

Roman in 2 Bänden

von

Alphonse Daudet.

(Autorisirte Uebersetzung.)

Mit dem Portrait Alphonse Daudet's.

Preis elegant geheftet Mark 8.—
" " gebunden " 9.50.

Die „Hamburger Nachrichten" enden eine ausführliche Besprechung wie folgt:

Daudet entwickelt in diesem neuen, durch die gute Uebersetzung in Deutschland jetzt eingeführten Roman alle die großen Eigenschaften, die seinen früheren Werken den Eingang in die ganze Welt geöffnet haben. Es ist leicht möglich, daß dieser „Numa Roumestan" bei uns erst recht eifrig gelesen wird, denn gerade in Deutschland wird man begierig sein, Lästerungen und Wahrheit über den gefürchteten Popanz Gambetta zu erfahren.

Die „Kölnische Zeitung" schreibt:

Alphonse Daudet's letzter Roman „Numa Roumestan" liegt jetzt in einer guten deutschen Uebersetzung (Verlag von H. Minden, Dresden) vor. Auch diese neue Arbeit des berühmten Verfassers von Fromont jeune et Risler ainé hat weit über Frankreich hinaus reichen Erfolg erzielt: der Dichter hat sich Gambetta zum Helden erkoren, ihn freilich äußerlich in einen Ehemann, Minister und Republikaner verwandelt, gleichwohl aber versucht, in diesem Numa die Gedanken und Triebfedern Gambetta's und die Stellung der Franzosen zu ihm zu schildern. Daß dieses Thema gerade jetzt besonders dankbare Leser findet, bedarf keiner Auseinandersetzung. Dabei hat der Verfasser es verstanden, seine Arbeit mit so feinem, geistreichem Humor zu verweben, daß ihr die volle Sympathie des Lesers vom Anfang bis zum Ende folgt.